OLZ

XLII / 4 APRIL 1939

Die Spuren der Nestorianer in China[1].

Von Otto Franke.

Der unermüdliche Erforscher des nestorianischen Christentums in China, P. Y. Saeki, stellt in einem stattlichen Bande noch einmal alles das zusammen, was er während der letzten fünfundzwanzig Jahre auf diesem Gebiete erarbeitet und veröffentlicht hat. Dabei ist natürlich auch das berücksichtigt worden, was Andere inzwischen in Ergänzung seiner Studien oder im Widerspruch zu ihnen beigetragen haben, und schließlich hat er selbst auch noch einiges Neue hinzufügen können. Wir wissen heute erheblich mehr über die Nestorianer in China als 1916, wo Saeki sein „Nestorian Monument in China" veröffentlichte, geschweige denn als 1895, wo Havret an seiner „Stèle Chrétienne de Si-ngan-fou" arbeitete. Vieles, was damals noch unbekannt oder unklar war, ist seitdem bekannt und klarer geworden, aber Vieles bleibt doch immer noch aufzuhellen, Sprachliches und Geschichtliches, und nicht Weniges wird wohl immer im Dunkel bleiben. Besser als alles Andere führt uns Saekis Buch dies vor Augen. Wir haben durch die Auffindung immer neuer Texte und Textstellen, sowie mannigfacher Reste von Kultstätten, Skulpturen, Gemälden, Gebrauchsgegenständen mit dem Kreuz u. a. erkannt, daß die Nestorianer weit größere Länderstrecken mit ihrer Mission bedacht haben als wir früher ahnen konnten. Von Syrien über das Zweistromland, durch Innerasien und die Mongolei bis in die nördliche Mandschurei und durch das nördliche China bis zu den Südprovinzen Fu-kien und Kuang-tung sind die deutlichen Spuren und Überreste der syrisch-persischen Missionsbewegung zu verfolgen, aber die aufgefundenen Literaturreste zeigen auch, wie dieses nestorianische Christentum sich in China unter dem Einfluß des Buddhismus und Taoismus entchristianisierte und schließlich in dem großen synkretistischen Schmelztiegel verschwand. Alle diese Vorgänge werden durch S.'s Stoffsammlung in anschaulicher Weise belegt.

Er hat diese Sammlung zu vier Teilen gruppiert. Teil I enthält die Übersetzungen und Erläuterungen der von den Nestorianern selbst herrührenden Texte, d. h. vor allem der berühmten Inschrift von 781, dann der Lehr- und Andachtsbücher, Hymnen u. ä., die teils dem Bischof A-lo-pên, teils dem ebenso bekannten Bischof King-tsing (Adam) zugeschrieben werden und 1916 und 1922 von Japanern erworben sind, ferner der von Pelliot 1908 in Tun-huang gefundenen „Gloria in excelsis" und des Diptychon (wenn man diesen Ausdruck auf die den Toten gewidmete Schrift anwenden darf), zwei weiterer wohl auch aus Tun-huang stammenden „Sūtras", die sich in chinesischem Besitz befinden, und schließlich der vier von Le Coq 1905 aus Turfan mitgebrachten Manuskriptblätter in syrischer Schrift, die von Sachau, soweit möglich, herausgegeben sind (diese letzteren gehören eigentlich nicht hierher). Teil II behandelt die bisher entdeckten Reste nestorianischen Kultlebens: Tempelspuren, Grabsteine, Wandgemälde, Steine mit Skulpturen usw. aus Mittelasien (nördlich vom Issykkul und von Turfan), dem Ordos-Gebiet, West-, Nord- (in Sui-yuan, ich darf hier auf die neueren Angaben von A. Mostaert, Ordosica, in Bulletin No. 9 of the Catholic University of Peking, 1934 S. 1ff., von O. Lattimore, A Ruined Nestorian City in Inner-Mongolia, in Geographical Journal 1934 S. 481ff., und von Desmond Martin, Preliminary Report on Nestorian Remains North of Kueï-hua, Sui-yuan nebst den Erläuterungen von Ch'en Yüan dazu in Monumenta Serica III, 232ff. — 1938 — hinweisen) und Süd-China (unteres Yang-tsê-Gebiet und Fu-kien), sowie aus der Mandschurei (Süden und Norden), ja selbst aus Japan, das einen Stahlhelm mit Kreuz und einen Grabstein aus dem Mongolenkampf im 13. Jh. beigesteuert hat (der letztere scheint mir fragwürdig). Teil III besteht aus 22 „Anhängen", nämlich Übersetzungen einer Inschrift zur Erinnerung eines 710 in China gestorbenen persischen Prinzen und zahlreicher Textstellen aus chinesischen Werken, die auf die Nestorianer Bezug nehmen. In Teil IV endlich werden die chinesischen Texte zu den Übersetzungen von Teil I gegeben. Sie gehören im wesentlichen in die T'ang- und Yuan-Zeit, mit dem Beginn der Ming-Zeit (14. Jh.) scheint der Nestorianismus

1) **Saeki**, Prof. P. Y.: **The Nestorian Documents and Relics in China.** Tokyo: Maruzen Company 1937. (10 S. Titelei, 519 S. engl. Text, 30 S. Index, 96 S. chines. Text, 52 Abb., 5 Taf.) 8°. £ 2 —, oder 20 Yen.

zu erlöschen. Ein vortrefflicher Index erleichtert die Benutzung des Werkes.

S. berührt natürlich in seinen Erläuterungen zahlreiche geschichtliche und religionsgeschichtliche Fragen, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann. Seine Darlegungen bezeugen die gründliche Durchdringung des Stoffes und sind von einer erfreulichen Klarheit und Genauigkeit der Methode, auch da wo man ihnen nicht beistimmen wird. Da er mehrere seiner früheren Arbeiten wieder ganz oder fast ganz abgedruckt hat, so sind natürlich Wiederholungen entstanden, die den Text unnötig anschwellen lassen und besser vermieden geblieben wären. Aber der japanische Gelehrte schreibt in einer ihm fremden Sprache und Form, man darf daher an beides nicht den Maßstab anlegen, mit dem wir europäische wissenschaftliche Bücher zu messen pflegen. Zu bedauern ist, daß die altsprachigen Ausdrücke nicht noch einmal von sachkundiger Hand durchgeprüft worden sind: die griechischen Worte (in griechischer Schrift) sind fast alle ungenau, die lateinischen zum Teil, die sanskritischen ebenso, über die syrischen habe ich kein Urteil.

Die Inschrift von 781 ist — mit Recht — am eingehendsten behandelt, und hier ist ja S. auch eine unbestrittene Autorität. Die Frage des Auffindungsortes und der Auffindungszeit der Tafel, die ja noch immer umstritten sind, scheint mir von ihm endgültig entschieden zu sein: sie ist 1623 auf der Stätte eines ehemaligen Nestorianerklosters in oder bei dem Dorfe Wu-kün 五郡 etwa 17 km südöstlich von der Bezirksstadt Tschou-tschi 盩厔, die ungefähr 73 km südwestlich von Si-ngan liegt, beim Aufräumen von Gebäuderesten von Arbeitern gefunden, bald danach, vermutlich 1625, nach dem buddhistischen Kloster Kinshêng ssĕ 金勝寺 in einer Vorstadt von Si-ngan gebracht (die Gründe dafür hat S. auf S. 385ff. einleuchtend dargestellt), wo sie zuerst i. J. 1625 von Jesuitenmissionaren untersucht und beschrieben wurde, und i. J. 1907 in die in geschütztem Raume befindliche Sammlung von Inschriftensteinen von Si-ngan übergeführt worden. S. hat seine gesamte Untersuchung bereits im Journ. North China Br. R. A. S. von 1936 S. 81—99 veröffentlicht und hier S. 354—389 wieder abgedruckt. Zweifelhafter ist mir die Frage der Verfasserschaft geblieben. Im Eingang der Inschrift heißt es bekanntlich: 大秦寺僧景淨述 „Der Priester des chaldäischen (nestorianischen) Klosters, King-tsing (Adam), hat es (das Folgende) übermittelt." Daraus hat man allgemein die Gewißheit entnehmen zu können gemeint, daß King-tsing der Verfasser der Inschrift sei. Ich habe von jeher gegen eine solche Annahme die stärksten Bedenken gehabt, weil ich es für völlig ausgeschlossen halte, daß ein Ausländer — Adam war ein persischer Priester — ein derartiges sprachliches Kunstwerk schaffen konnte, das eine genaue Kenntnis nicht nur der buddhistischen, taoistischen und konfuzianischen Terminologie im Chinesischen, sondern auch des ganzen Raffinements des literarischen Stils voraussetzt. Eine solche Kenntnis kann und konnte ein erwachsener Ausländer sich während seiner ganzen Lebensdauer nicht erwerben. (Ich habe mich über die Frage ausführlicher im 2. Band der Gesch. d. chines. Reiches S. 565f.) ausgesprochen[1].) Selbst wenn dieser King-tsing mit klarem Wort als Verfasser des Textes bezeichnet wäre, so würde das noch längst kein vollgültiger Beweis sein: von den zahllosen Inschriften, Bücher-Vorworten u. ä., die sich z. B. einer kaiserlichen Verfasserschaft rühmen, wird kaum jemand im Ernst glauben, daß sie wirklich unmittelbare Leistungen dieser hohen Persönlichkeiten seien; auch hohe Würdenträger im kaiserlichen China haben oftmals solche literarischen Erzeugnisse mit ihrem Namen versehen, obwohl Jedermann wußte, daß ihre gelehrte Schulung dafür nicht entfernt ausreichte. So mag es auch angemessen erschienen sein, den Priester King-tsing, der uns auch aus buddhistischen Quellen bekannt ist (s. J. Takakusu in T'oung Pao 1896 S. 589ff.) und wohl als Bischof eine besonders angesehene, vielleicht über gute Beziehungen am Hofe Tê tsungs verfügende Persönlichkeit war (die Frage bleibt noch zu untersuchen, wie damals das Verhältnis der Nestorianer zu den Manichäern war, und ob sie sich nicht auch wie diese des Schutzes der Uiguren in China zu erfreuen hatten), als Verfertiger der Inschrift hervortreten zu lassen. Bei seiner Übersetzertätigkeit mit den Buddhisten zusammen scheint er mit seiner Leistung allerdings nicht eben günstig abgeschnitten zu haben (s. Takakusu, S. 590). Wenn also S. empfiehlt, „manche Ausdrücke in der Inschrift ‚cum grano salis' zu verstehen" (S. 17), so sollte diese sehr richtige Forderung auch auf den angeblichen Verfasser angewendet werden. Dazu kommt aber noch ein sprachliches Moment. Das in der Inschrift gewählte Wort *schu* 述 heißt gar nicht „verfassen", jedenfalls nicht für gewöhnlich. Der für das Verfassen einer Inschrift übliche Ausdruck ist

1) Im Texte dort ist durch ein Versehen beim Druck leider eine Zeile des Ms. ausgefallen. Es muß S. 566 in Z. 3 heißen: „von einem einzelnen, wie etwa dem bekannten persischen Priester Adam oder King-tsing, kann nicht die Rede sein."

tschuan 撰, seltener *tschu* 著, niemals, soweit ich sehe, *schu*, höchstens *tschu schu*. (Man sehe die T'ang-Inschriften im Kin schi ts'ui pien daraufhin durch; vgl. auch C. Arendt in Mitt. Sem. f. or. Spr. IV, 189ff.). Der ungewöhnliche Ausdruck *schu* ist auch Havret bei seiner Behandlung der Inschrift aufgefallen (S. merkwürdigerweise nicht), und der gelehrte Jesuit bemerkt dazu (S. 4 seiner Übersetzung), daß „das Schriftzeichen von King-tsing besonders gewählt worden sei." Aber er legt dieser Wahl einen Zweck unter, den ich für ganz unwahrscheinlich halte: «pour recommander son impartialité comme historien: il rapporte et n'invente point» (offenbar in Anlehnung an das bekannte Wort des Konfuzius in Lun-yü VII, 1). Mit der Unparteilichkeit in den sachlichen Angaben der Inschrift ist es in Wirklichkeit schwach bestellt! Ich glaube vielmehr, daß mit dem *schu* angedeutet werden sollte, daß King-tsing den sachlichen Inhalt übermittelt hat (Moule, Christians in China S. 35 hat *schu* gut durch „recorded" wiedergegeben), wohl vornehmlich den der nestorianischen Lehre und dann den des Eulogiums auf die T'ang-Kaiser, die Beschreibung des Wunderlandes Ta-ts'in war schon lange vor ihm Eigentum phantasievoller chinesischer Autoren. King-tsing mag also den wirklichen Verfassern des Textes den Stoff geliefert haben, vielleicht war er Vorsitzender des Gelehrtenkollegiums, das die Inschrift herstellte, und setzte als solcher seinen Namen an die Spitze, ein Verfahren, das in China durchaus üblich ist. So einfach wie Havret (S. 7) den Vorgang darstellt: daß King-tsing „sich als Ausländer von einem einheimischen Lettré habe helfen lassen", war er ganz bestimmt nicht. Es ist möglich, daß die wirklichen Verfasser unter den am Ende der Inschrift aufgezählten Priestern zu suchen sind — soweit sie etwa Chinesen waren —, aber ihre Namen werden für immer im Dunkel bleiben. Ungelöst bleibt vorläufig auch noch die Frage nach dem Schreiber des Textes. Die Inschrift nennt zwar klar und eindeutig als solchen Lü Siu-yen 呂秀巖. Aber nichts ist über einen Mann dieses Namens bekannt, obwohl der Schreiber ein hervorragender Kalligraph gewesen sein muß, denn auch ein Kunstwerk der Kalligraphie ist die Inschrift. S. bemüht sich, wahrscheinlich zu machen, daß Lü Yen 呂巖 darunter zu verstehen sei, jener berühmte Taoisten-Patriarch, der als Lü tsu 呂祖 sogar einer von den *pa sien* geworden ist. Der mittlere Bestandteil seines Namens (Siu) sei ausgestoßen worden, was im Chinesischen nichts Außergewöhnliches sei (nach den S. 39f. angeführten Beispielen trifft dies tatsächlich zu). Scharfsinnig wie S.'s Hypothese unzweifelhaft ist, und obwohl er noch weitere Gründe dafür anführt, ist sie doch nicht recht überzeugend. Man kann sich nicht entschließen, diesem taoistischen Wundermanne (vgl. z. B. was im Sung schi Kap. 457 fol. 5 v⁰ über ihn gesagt wird) ein solches Werk zuzutrauen. Indessen läßt sich ein Beweis weder dafür noch dagegen führen.

Ganz unglücklich ist S.'s Versuch, eine neue Erklärung des Namens Fu-lin 拂林 zu geben. Das letztere erscheint als Name eines der Priester am Ende der Inschrift und lautet in der syrischen Umschrift Ephrem (Ephraim). In dem späteren Diptychon hat der Name die Form O-fu-lin 遏 拂 林. Damit glaubt nun S. das „Geheimnis" von Fu-lin entschleiern zu können, indem er annimmt, daß das so vielumstrittene Ta-ts'in, das ja nach den T'ang-Annalen dasselbe sei wie Fu-lin und das Geburtsland Jesus' sein sollte, den Chinesen als „das Land Ephraim" bekannt gewesen sei. Ich glaube, man braucht nicht viel Worte über diesen sonderbaren Gedanken zu verlieren. Das Einzige, was aus der syrischen Form von Fu-lin und O-fu-lin = (E)phrem hervorgeht, ist eine Bestätigung dafür, daß die Gleichung Fu-lin = Frēm, Frōm, Hrōm, die iranische Form des Namens Rom (in den slawischen Sprachen heißt Rom heute noch Rīm) richtig ist. Daß Ta-ts'in in der Inschrift nichts anderes als Chaldäa bedeuten kann, hat schon Wieger, Textes hist. S. 1593 richtig herausgefühlt, wie ja die Nestorianer schon vor dem Konzil von Ephesus 431 sich selbst immer Chaldäer nannten und Wert auf diese Bezeichnung legten. Wenn aber die Inschrift sagt, daß „eine Jungfrau den Heiligen in Ta-ts'in gebar", dem Lande, wo alle Schätze der Erde und aller Segen der Menschheit daheim waren und von wo die Verkünder der neuen Religion selbst kamen, so braucht man nicht erst zu dem Notbehelf zu greifen, daß Ta-ts'in hier Judäa (Saeki) oder gar Bethlehem (Hirth) bedeuten müsse. Das Ganze ist nur eine von den vielen Redeblüten der Inschrift, die man, um mit S. zu sprechen, „cum grano salis" verstehen muß. Mir ist es im Laufe der Jahre immer zweifelhafter geworden, ob die chaldäischen Priester, der „Verfasser" King-tsing eingeschlossen, überhaupt in allen Einzelheiten wußten, was die Inschrift sagte. Die Bedeutung der drei Namen Ta-ts'in, Li-kan und Fu-lin = Ktesiphon, Seleukia und Rom aber ist für mich seit langem kein „Geheimnis" mehr: was ich darüber zu sagen habe, ist in Gesch. d. chines. Reiches I, 400, II, 359, III, 189f., 208ff., 359

und in Sitz.-Ber. Pr. Ak. d. W. 1934, S. 267ff. ausführlich gesagt worden.

Abgesehen von allem bisherigen bietet der Text der Inschrift, namentlich im ersten Teile, noch sprachliche und sachliche Schwierigkeiten genug, die von den Übersetzern verschieden behandelt und gedeutet werden. Dazu gehört auch die viel erörterte Stelle vom Sündenfall — bei S. S. 54 —. Ich habe meine Auffassung früher in dieser Zeitschrift (OLZ 1931 Sp. 580f.) dargelegt und muß hier der Kürze wegen darauf verweisen. Da ich bei meiner Übersetzung unter anderen auch die von Pelliot bei Moule, Christians in China S. 35f. gegebene nicht befriedigend fand, hat die meinige das Mißfallen des französischen Gelehrten erregt, und er hat in einer etwas gereizten Erklärung (T'oung Pao 1931 S. 369ff.) seine eigene Auffassung mitgeteilt, die er bereits früher niedergeschrieben hatte und die sich im wesentlichen auf buddhistische und taoistische Analogien stützt (wie auch Havret schon angeregt hatte). Ich kann mich auch mit dieser scharfsinnigen, allzu scharfsinnigen Erklärung nicht befreunden, und wenn Pelliot zur Widerlegung meiner eigenen Übersetzung nichts anderes zu sagen weiß, als daß „sie keinen Fortschritt bedeute und nicht einmal mit dem Wortlaut des Textes vereinbar sei", so ist das etwas wenig. Man erwartet eine Begründung solcher Behauptung. Nach abermaliger Prüfung bleibe ich unbedenklich bei meiner Übersetzung: gerade in der Umgebung dieser Stelle wird mehrfach offensichtlich auf bestimmte Passus der Bibel hingedeutet, liegt es da nicht nahe, auch in diesem Falle an einen solchen, nämlich Genesis 3, 5 zu denken, wo der Sündenfall erzählt wird und eine durchaus einleuchtende Erklärung der dunklen Worte zu finden ist? Eine sprachliche Unmöglichkeit vermag ich nicht zu sehen. Mir hat sich jene Stelle der Genesis schon vor Jahren aufgedrängt. Palladius, Diaz und P'an Schen 潘 紳, ein moderner chinesischer Erklärer der Inschrift, waren bei der „Gottgleichheit" bereits angelangt, aber statt an Genesis 1, 26, wie es scheint, hätten sie sich an Genesis 3, 5 halten sollen. Auch Havret ist unbegreiflicherweise nicht darauf gekommen. Wenn die Verfasser der Inschrift sich dabei taoistischer oder buddhistischer Ausdrücke bedienen, so besagt dies nichts dagegen: die Verfasser verwenden ständig zur Wiedergabe ihrer Gedanken Ausdrücke fremder Religionen. Der ganze Text wimmelt davon[1].

S.'s Kommentar bietet, was bei dem Umfang und der Schwierigkeit des Stoffes nur natürlich ist, mehrfach Veranlassung zu Einwendungen, aber niemand wird leugnen, daß seine Argumentation immer anregend ist und das Verständnis fördert. Ich übergehe mehrere geschichtliche Angaben und Urteile sinologischer Art, denen ich nicht zuzustimmen vermag, und will lieber meiner Bewunderung Ausdruck geben für die liebevolle Geduld, mit der sich der Verf. in den weiträumigen Stoff versenkt hat, der ja weit über die ostasiatische Welt hinausgreift und sprachliche wie geschichtliche Kenntnisse auch auf mittel- und vorderasiatischen Gebieten verlangt. Daß dabei Mißgriffe vorkommen, war schon angedeutet, ist aber kaum vermeidbar. Auf die Inschrift von 781 hat S. natürlich einen großen Teil seines Buches — über 100 Seiten — verwandt, aber das sagt nicht, daß er die übrigen Dokumente weniger gewissenhaft behandelt hätte. Auch sie bieten sprachliche und sachliche Schwierigkeiten genug, sind aber, abgesehen von allem Anderen, für die Entwicklung des Nestorianismus in China von bedeutendem Wert, stammt doch z. B. das im Besitz von Prof. Takakusu befindliche Sü-t'ing Mi-schi-so king 序聽迷詩所經 anscheinend aus der Zeit zwischen 635 und 638, d. h. aus den ersten Anfängen der Mission, als noch keine geschulten Literaten zur Verfügung standen und die sprachliche Form entsprechend war (vgl. das oben über King-tsing gesagte und die Bemerkung von Moule, Christians S. 60 Anm. 70). S. zieht aus dem unbeholfenen Text zuweilen Schlüsse, die unhaltbar sind, so z. B. über einen angeblichen Kaiserkult (S. 149ff.). Er versteigt sich bis zu der Behauptung, daß „der Kaiserkult ein Staatskult Griechenlands war, des Mutterlandes der europäischen Zivilisation." Eine solche Betrachtung wäre besser fortgeblieben, sie beruht auf falschen geschichtlichen Vorstellungen und schmeckt nach einer naheliegenden politischen Tendenz. Ebenso sind die Bemerkungen bei der Erörterung einer Stelle aus einem der Traktate von 641 betr. die Überlieferung des Vaterunsers und die Bedeutung des Alters dieses in japanischem Besitz befindlichen Ms. (S. 232f.) abwegig. Über die Echtheit des Vaterunsers, jedenfalls in der Fassung bei Lukas, besteht kein Zweifel, die Auffindung der Chester-Beatty-Papyri von etwa 220 mit den Evan-

1) Pelliot glaubt mich darauf hinweisen zu sollen, daß „ich, wenn ich die Inschrift gründlich studiert hätte, gesehen haben würde, daß die Terminologie dort voll sei von taoistischen und buddhistischen Entlehnungen." Das ist ungefähr so, wie wenn man sagen würde, daß jemand, der den Homer gründlich studierte, erkennen würde, daß er in Hexametern geschrieben ist. Ich sehe aber, daß Pelliot meine Bemerkung über die Mystik des Buddhismus in der OLZ nicht verstanden hat.

gelientexten und des Grenfeld-Papyrus aus der Zeit von 80 bis 100 mit Versen des Johannesevangeliums aber rückt jenes Ms. um ein gut Stück hinunter in der Alterskala.

Aber genug der Beanstandungen. Es bleibt in S.'s Werk genug, für das man dankbar zu sein hat. Sehr verdienstlich war es, daß er auch die Dokumente, die er als „indirekte" bezeichnet, d. h. die Angaben chinesischer Werke, die sich auf die Nestorianer beziehen, zusammengestellt und von den „direkten" des ersten Teils auch die chinesischen Texte gegeben hat. (Zu bedauern bleibt, daß es sich nicht hat ermöglichen lassen, auch die „indirekten" im Original beizufügen.) Die Antiquitäten des zweiten Teiles sind an sich nicht sehr ergiebig, aber sehr lehrreich, weil sie die Ausdehnung des Nestorianismus erkennen lassen. Was Chavannes und Pelliot in ihrer großartigen Sammlung für die Manichäer getan haben, hat S. für das Nestorianertum geleistet. Mit Moules hervorragendem Werke „Christians in China" und S.'s „Nestorian Documents" haben wir jetzt in handlicher Form alles beisammen, was sich bis jetzt über das frühe Christentum in China hat ermitteln lassen. Auch das Buch des japanischen Forschers wird immer ein Ruhmestitel für seinen Verfasser bleiben.

Besprechungen.

Allgemeines.

Buffa, Mario: Nuova Raccolta di Iscrizioni Etrusche. Florenz: Rinascimento del Libro 1935. (VI, 360 S., XIV Taf.) 4°. Lire 30—. Bespr. von K. Olzscha, Leipzig.

Mit seiner neuen Sammlung etruskischer Inschriften hilft der Verf. einem fühlbaren Mangel ab, unter dem jeder, der auf dem Gebiete der Etruskologie arbeitete, zu leiden hatte: der unendlichen Zerstreutheit des inschriftlichen Materials. Alles, was weder im Corpus Inscriptionum Etruscarum, noch in Fabrettis und Gamurrinis Sammlungen der italischen Inschriften (CII.) zu finden ist, hat Buffa mit großem Fleiß zusammengestellt. Mag sein, daß ihm das eine oder andere entgangen ist, von den wichtigeren Texten habe ich keinen vermißt. Die meisten italienischen Museen hat er durchstöbert, um Studien an den Originalen anzustellen, und so hat sich die beachtliche Zahl von 1209 Inschriften ergeben.

Das Material ist wie üblich geographisch geordnet. Zuerst kommen die etruskischen Inschriften aus dem Norden Italiens: aus Ligurien, Bologna, Venetien, Rätien, Cispadana und Umbrien; dann die aus dem eigentlichen Etrurien, die natürlich das Hauptkontingent ausmachen; es schließen sich die Funde aus Falerii, Latium und Campanien an. Dann folgen die aus der Diaspora (Sardinien, Sizilien, Afrika und Lemnos). Das nächste Kapitel ist den Inschriften unbekannter Herkunft gewidmet. Zuletzt werden verbesserte Lesungen von Inschriften, die schon im CIE. oder im CII. veröffentlicht sind, gegeben. Die Benutzung des Werkes wird durch ein Vokabular erleichtert, das freilich nicht jeder Probe Stich hält. Abgesehen von unvermeidbaren Druckfehlern dürfen so wichtige Wörter wie *vhlre* 1198, *śtasinu* 529, *lusχnei* 529 u. a. nicht fehlen. Auch die selteneren Eigennamen sähe man gern in einem Wörterverzeichnis berücksichtigt. Ein Register der bibliographischen Abkürzungen würde dem Fernerstehenden willkommen sein.

Es ist dem Verf. zu danken, daß er auch einige unveröffentlichte Inschriften ans Licht gezogen hat. Diese beanspruchen besonders dann unser Interesse, wenn sie bisher unbekannte Namen enthalten, wie z. B. in 535 *castreces*; wichtig ist 1051 (bronzener Kandelaber): *lurślatlava/tlmiśaśta* mit einem neuen Beleg für *vatlmi*, worin man den Namen der Stadt Vetulonia zu erkennen glaubte. Besonders interessant ist 1206 (cappelletto di terracotta, Chiusi): *θafna*: *raθiu*: *cleusinś*: *ia*: Diese Inschrift behandelt E. Fiesel in St.Etr. IX 245ff., wo sie aber *cleusinśl θu* statt *cleusinś* liest. Aus der von ihr beigegebenen Photographie erkenne ich vielmehr *cleusinślθi*, das ich „in Clusium" übersetze.

Dieses abweichende Ergebnis führt uns zu der Kernfrage, wieweit die Lesungen des Verf. überhaupt zuverlässig sind. Da ist zunächst zu bemerken, daß die Umschrift oft nicht mit dem Text der beigefügten Tafeln übereinstimmt: So ist in Region 19 der Bronzeleber von Piacenza (Nr. 31) zu lesen *fuflns* statt *fuflus*, Nr. 250 *θanśiś* statt *θanśiaś*, 259 *ipsp* statt *itst*, 317 *elvitecaθa* statt *vl. titecaθa*, 522 *vel*: *χera* statt *velχera*, 542 *cusias* statt *cusinaś*, 602 *śit* statt *Xus*, 605 *alepu* statt *aletu*, 640 *utu* statt *uXu*, 760 *arnθpi* statt *arnθai*, 891 *aχvsi* statt *aχesi*, wobei ich nur die mir sicher scheinenden Fälle herausgegriffen habe. Diese mahnen uns, die gegebenen Textfassungen nicht ungeprüft zu übernehmen, und das gilt noch mehr für die weitaus zahlreicheren Fälle, wo die Urschrift nicht beigegeben ist. So finde ich z. B. in der bekannten Stele von Lemnos (Nr. 1043f.) nicht weniger als drei Fehler: *naφoθi* statt *naφoθ*, *travarsio* statt *tavarsio* und *φokasiale* statt *φokiasiale*. Vor allem ist der Teil des Werkes, in dem die Grabschriften von Tarquinii behandelt sind (Nr. 776—839), durch Danielssons unübertreffliche Veröffentlichung im CIE. II 1, 3 (1936) überholt. Gleichwohl ist

anzuerkennen, daß auch Buffa in vielen Fällen unsere Erkenntnis wesentlich gefördert hat. So ist z. B. die Neulesung der Olla Cernusco Asinario (Nr. 36) beachtlich: *cati-usi-uil-iθs*; er erkennt wohl richtig den Urnendeckel 247 als zur Urne 246 (aus Trequanda) gehörig, da die beiden Inschriften sich gegenseitig ergänzen. Bestechend ist seine Neulesung von Gamurrini 86: *mi felisi. Tiiti* (statt des unverständlichen *miɬeltsi*. XII XI), ferner von *śtasinu* statt *śtatχnu* in 529; hübsch ist die Bemerkung (S. 168), daß die Familiennamen von Acquapendente großenteils denen von Chiusi entsprechen statt denen des benachbarten Volsinii. Richtig ist die Beobachtung, daß auf dem Spiegel CII. 478 das Wort *iśutra* rückwärts zu lesen ist, wodurch man *artumi*, den Namen der Artemis, gewinnt. Zu erwägen ist ferner der Vorschlag, auf der Vase von Barbarano (736) am Schluß *favanaiah* statt *bavanaiah* zu setzen, womit das dem etruskischen Alphabet sonst fremde *b* beseitigt würde. Besonders verdienstvoll ist es, daß zum ersten Male seit Büchelers unvollkommener Erstlesung (1900) der vollständige Text der großen Inschrift von Capua gegeben wird. Handelt es sich hier doch nicht nur um die wichtigste etruskische Inschrift, sondern um den ersten umfangreicheren Text Altitaliens überhaupt. Freilich ist auch die Lesung Buffas nicht endgültig. Jede Interpretation dieses schwierigen Textes hat sich in Zukunft mit dem von Vetter gefundenen südetruskischen Punktiersystem (Glotta 1935) auseinanderzusetzen, das Buffa bei der Abfassung seines Werkes noch unbekannt war, das aber auch für das Verständnis anderer kleinerer Inschriften wichtig ist (z. B. 844, 898). Mit dem Begriff der „interpunzione congiuntiva" kommt man in diesen Fällen nicht weiter.

In kluger Zurückhaltung hat der Verf. auf eine Deutung der größeren Texte verzichtet. Wo er auf den Inhalt kürzerer Inschriften eingeht oder die phantastischen Deutungskünste früherer Autoren in ihrer Haltlosigkeit aufzeigt, beweist er meist nüchternen Sinn und klares Verständnis, was um so mehr Anerkennung und Bewunderung verdient, als er sich als Außenseiter in diese schwierigen Probleme eingearbeitet hat. Freilich reizt den Kritiker manche Gedankenfolge zum Widerspruch. Wenn der Verf. beispielsweise S. 25 gegen die Auffassung derer, die den etruskischen Teufel *Velθ* mit dem von Plinius erwähnten volsinischen Ungeheuer *Volta* zusammenbringen, mit der Bemerkung zu Felde zieht: „Sie vergaßen, daß der Name des Ungeheuers *Volta* im Etruskischen nicht *Velθa* geschrieben werden müßte, sondern *Vulθa*", so ist ihm entgangen, daß die etr. Lautverbindung *vel-* im Lateinischen regelmäßig als *vol-* erscheint. Ferner soll *visul(iś)* in Nr. 167 und 179 Göttername sein, von dem der Name der Stadt Fiesole abzuleiten sei. Bei einer solchen Gleichung darf man nicht von der modernen Form des Namens ausgehen, wenn die antike Form zur Verfügung steht. Dann aber wäre zu erklären, wie das etr. *-i-* in *visul-* zu dem lat. *-ae-* in *Faesulae* geworden ist; und Parallelen für den Lautwandel etr. *v-* > lat. *f-* beizubringen, scheint mir kaum möglich. Eher noch könnte man eine Gleichsetzung von *areuizies*, das auf einer römischen Münze aus Arezzo steht (Nr. 181), mit dem Namen Arezzo (*Arretium*) für diskutabel halten, wenn es auch hier manche lautgesetzliche Schwierigkeiten zu überwinden gibt. Auf einem Spiegel von Chiusi steht *metus* = Μεδοῦσα (307). Der Verf. leitet davon das lat. *metus* „Furcht" ab. In den religiösen Vorstellungen repräsentiere Gorgo wahrscheinlich die religiöse Furcht. Das lat. *metuo, metus* komme vom etr. *metus*, dieses aus dem Griechischen, das einen mittelmeerischen Stamm aufgenommen habe. Das klingt zu schön, um wahr zu sein. B. versucht sich auch an der Bilingue von Pesaro (1150), wo er das letzte Wort *frθntac* liest statt bisher *frontac*, um das unetruskische *-o-* zu eliminieren. Die Verbindung *netsvis trutnvt frθntac*, die dem lateinischen *haruspex fulguriator* entspricht, erklärt er so: *netsvis* sei dem lat. *-spex* in *extispex, haruspex* gleichzusetzen, *trutnvt* dem lat. *tonitrua* (italienisch *rintronare*), in *frθntac* stecke die Wurzel *far* > *har* „töten"; demnach sei *netsvis trutnv-t* „der, welcher den Blitz prüft", *netsvis frθntac* „der, welcher die Opfer prüft". Dagegen sprechen folgende Gründe: 1. *trutnvt* und *frθntac* müßten Genetive sein, die von *netsvis* abhängen, sie sind aber als solche nicht erkennbar. 2. *trutnuθ* erscheint allein ohne *netsvis* als Titel in der Inschrift CIE. 5487[1]. Es wird also viel eher dem lat. *-spex* entsprechen als *netsvis*. Da letzteres wie ein Genetiv aussieht, würde ich darin lieber ein Wort für „Eingeweide" sehen und den Ausdruck *netsvis trutnvt* wiedergeben mit „Eingeweide-Schauer". 3. Wenn man *trutnvt* von *tonitrua* ableitet, kann man es nicht ohne weiteres mit „Blitz" übersetzen. Man würde nach Buffas Auffassung hier eher ein Wort für „Blitz" als für „Donner" erwarten. 4. Die Bedeutung „Blitzdeuter" wird also vielmehr in dem Worte *frθntac* stecken, das dem lat. *fulguriator* entspricht. Da man wohl mit Recht auf das oskische *frunter* hingewiesen hat, wird

1) S. Olzscha, Gnomon 13, S. 193.

die frühere Lesung *frontac* statt *frθntac* zu Recht bestehen.

Daß der Verf. in vielen Fällen mit seiner Erklärung das Richtige getroffen hat, soll wenigstens an einem Beispiele gezeigt werden: 1095 heißt *miθesusalχas*. Hier hat man *θes* mit „geben" übersetzt oder darin den abgekürzten Namen der Göttin *θesan* „Aurora" sehen wollen und dann das übrigbleibende *usalχas* zu *usil* „Sonne" gestellt. Die Lösung ist ganz einfach: Sowohl *θesus* als auch *alχas* lassen sich aus dem etruskischen Onomastikon erklären. Zu *θesus* haben wir *θesia, θesei, θesiu*, zu *alχas* ist *alχu, alχasnal* zu vergleichen. Also: „io (sono) di Tesio Alcio".

Mit besonderer Sorgfalt hat der Verf. die etruskischen Inschriften auf ligurischem Boden behandelt und einen weitgreifenden Einfluß der Etrusker nach dieser Seite hin begründet. Aus dem Inschriftenbestand wird deutlich, daß der ganze Norden Italiens mit Rätien und Venetien und der Süden bis nach Campanien hin einst von den Etruskern abhängig waren. Da ist es nun auffallend, daß das in Latium gefundene Material besonders dürftig ist. Die diesbezüglichen meist ganz kurzen Inschriften lassen sich alle anders als etruskisch erklären. So kann ich z. B. nicht finden, daß die Inschrift vom Esquilin (997): *rustiae · rustiu |iousit| caper* als lateinisch-etruskisch aufzufassen ist. Das *caper* ist nicht eine etr.-faliskische Form für „Gefäß", sondern ein von *iousit* abhängiger Infinitiv.

Wenn also auch das Werk in mancher Hinsicht den Eindruck des Provisorischen nicht verhüllen kann, so wird es doch für die nächste Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Etruskologen sein. Man muß dem Verf. dafür danken, daß er in mühevoller Arbeit das weitverstreute Material zusammengetragen und durch einen reichen, wenn auch nicht vollständigen Literaturnachweis eine Orientierung auf dem heißen Boden der Etruskologie wesentlich erleichtert hat.

Hüber, Dr. rer. pol. Reinhard: **Deutschland und der Wirtschaftsaufbau des Vorderen Orients** (Türkei, Ägypten, Iran, Irak, Syrien-Libanon, Palästina). Stuttgart: Ferd. Enke 1938. (VI, 115 S., 1 Kte.) gr. 8^0 = Strömungen der Weltwirtschaft, hrsg. v. Prof. Dr. Ernst Schultze. 3. Bd. RM 6 —; geb. RM 7.60. Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Schlachtensee.

Der Verfasser will auf Grund der Erfahrungen, die er in jahrelanger Tätigkeit als Hauptschriftleiter der vom „Deutschen Orient-Verein e. V." herausgegebenen „Orient-Nachrichten" gewonnen hat, einen Überblick über das heutige Wirtschaftsleben der vorderasiatischen Länder und Ägyptens und die wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu ihnen geben und damit eine fühlbare Lücke in der Literatur über den modernen Orient ausfüllen, die meist nur dessen politische und kulturelle Entwicklung behandelt. Er gibt dabei vor allem die Tatsachen, die er mit nüchternem Blick betrachtet, und hält sich bewußt frei von Prophezeiungen und unklarer Romantik. Nach einer geschichtlichen Übersicht, die in großen Zügen den Umwandlungsprozeß des Orients und seiner einzelnen Länder schildert und dabei die Zäsur, die der Weltkrieg hier geschaffen hat, deutlich hervortreten läßt (S. 6—24), geht er auf das moderne Verkehrswesen und dessen grundlegende Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung des Orients des näheren ein (S. 25—36) und bespricht dann die einzelnen orientalischen Wirtschaftsgebiete nach ihrer Struktur und Wirtschaftspolitik (S. 37—80). Ein viertes Kapitel behandelt den deutsch-orientalischen Austausch: die Stellung des Orients im deutschen Außenhandel, die Stellung Deutschlands im Außenhandel des Orients und die kulturell-wirtschaftlichen Elemente in den Beziehungen zwischen Deutschland und Orient (S. 81—112). Klar tritt dabei das Ziel der deutschen Außenhandelspolitik hervor, der es in erster Linie auf die Beschaffung von Rohstoffen für die deutsche Wirtschaft ankommt (S. 82). Die Darstellung wird durch eine Anzahl statistischer Unterlagen über den Güteraustausch zwischen Deutschland und den Ländern des Orients ergänzt. Ein Anhang bringt eine Währungsübersicht für den Orient, den iranischen Kalender und eine Karte Vorderasiens.

Das Buch ist, wie der Verf. in der Einleitung betont, aus der Praxis heraus geschrieben und, wie wohl hinzugefügt werden darf, in erster Linie für die Bedürfnisse der praktischen Wirtschaft bestimmt, der die Möglichkeit einer schnellen und zuverlässigen Orientierung über die wirtschaftliche Entwicklung des Orients gegeben werden soll. Als eine solche Einführung in die Wirtschaftsprobleme des nahen Ostens wird das Buch zweifellos gute Dienste leisten. Es wird aber auch dem, der sich mit der Gegenwartsgeschichte des Orients befaßt, dankenswerte Unterlagen für die Beurteilung wirtschaftlicher Fragen bieten und darüber hinaus vielleicht Nationalökonomen zu vertiefter Behandlung einzelner Probleme anregen, die in einer allgemeinen Übersicht, wie der Verf. sie bringt, naturgemäß nur kurz behandelt werden konnten.

Ägyptologie.

Borchardt, Ludwig: **Catalogue Général des Antiquités Égyptiennes du Musée du Caire.** Die Entstehung des Generalkatalogs und seine Entwicklung in den Jahren 1897—1899. Berlin: Reichsdruckerei 1937. (12 S.) 4° = Service des Antiquités de l'Égypte. P. T. 12 —. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Die Darstellung von B. ist von einem gewissen Interesse für die Geschichte unserer Wissenschaft. Bei dem späten Erscheinen dieses Berichtes, vier Jahrzehnte nach den Vorgängen, hat er heute keine weitere Bedeutung mehr, und man braucht zu dem Verhältnis der Anfänge der Arbeit gegenüber ihrer Fortsetzung in den folgenden Jahrzehnten keine Stellung zu nehmen. B. schildert den Beginn im Herbst 1896 unter Generaldirektor de Morgan mit einem Bericht an den deutschen Generalkonsul, der durch Lord Cromer genehmigt wurde. Zuerst wurden fünf Mitarbeiter beschäftigt, später bis zum April 1899 im ganzen 10 Gelehrte. Von 1899 an hat Maspero als Generaldirektor den Generalkatalog mit den übrigen Angelegenheiten der Museumsverwaltung zusammen geleitet, wobei er Fachleute anderer Länder hinzuzog.

Abubakr, Abd el Monem Joussef: **Untersuchungen über die ägyptischen Kronen.** Glückstadt: J. J. Augustin 1937. (72 S., 14 Taf.) gr. 8°. RM 6 —. Bespr. von Herbert D. Schaedel, Leipzig.

Diese noch auf Anregung von Professor Sethe entstandene Berliner Dissertation geht von einer Untersuchung der Atef-Krone aus und versucht eine Deutung für ihren Ursprung und den ihr innewohnenden Sinngehalt zu geben. Zur Ergänzung der hierbei angeschnittenen Fragen behandelt Verf. dann in vier weiteren Kapiteln teilweise recht summarisch die bekanntesten anderen ägyptischen Kronenarten, um in einem abschließenden Kapitel seine Beobachtungen über die Krone als königliche Tracht mitzuteilen.

Verf. meint, daß die Atef-Krone aus einer oberägyptischen Binsenkrone und der unterägyptischen Federkrone des Anedtj zusammengesetzt und somit eigentlich ein Symbol der Vereinigung von Ober- und Unterägypten sei. Diese Binsenkrone gleicht, so sagt Verf. zu Anfang (S. 7), in ihrer Form der oberägyptischen Weißen Krone (oder „Leder"-Krone), wird aber von dieser deutlich unterschieden. Nur im Neuen Reich ersetzt man vereinzelt die Binsenkrone durch die Weiße Krone (S. 13). Diese Unterscheidung wird vom Verf., obwohl zunächst erkannt und festgestellt, nicht immer scharf durchgeführt; denn er spricht des öfteren von der „Leder"-Krone des oberägyptischen Reiches, wenn er den Bestandteil der Atef-Krone meint, der ursprünglich eine Binsenkrone ist (z. B. S. 20, bei Bemerkungen über den Ursprung der Atef-Krone). — An Hand zahlreicher Abbildungen werden die verschiedenen Formen der Atef-Krone gezeigt und ihre Abwandlung im Verlaufe der geschichtlichen Zeit vorgeführt. Daran anschließend wird eine Untersuchung zur Form des Namens der Krone, *3tf.w* gegeben, wobei auf Grund des Berliner Wörterbuchmaterials zahlreiche Belegstellen aufgezählt werden. Hieraus zieht Verf. im Gegensatz zu der Vermutung Sethes[1] die Schlußfolgerung, daß *3tf.w* ursprünglich kein wirklicher Plural sondern nur ein scheinbarer zur Schreibung eines Abstraktbegriffes sei, und somit seiner Deutung als „Doppelkrone" von philologischer Seite nichts im Wege stünde. — Eine Aufzählung der Götter und Könige, die als Träger der Atef-Krone bekannt sind, beschließt diesen Teil.

In derselben beschreibenden Art werden im folgenden die Weiße Krone, die unterägyptischen Federkronen, die Rote Krone und die zusammengesetzten Kronen behandelt, wobei wiederum das Belegmaterial des Wörterbuches in weitem Maße herangezogen werden konnte.

In dem Schlußkapitel über die Kronen als Teil der königlichen Tracht sagt Verf., daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, eine sichere Antwort auf die Frage zu finden, nach welcher Regel der König bald diese und bald jene Krone getragen hat. Dieses Ergebnis seiner Arbeit scheint mir nicht verwunderlich, da die von ihm angewandte Methode hierzu m. E. nicht geeignet ist. Es gilt nicht nur oder nicht in erster Linie aufzuführen, welche Kronen der König bei einzelnen Zeremonien trägt (Niederwerfen der Feinde — als Hoherpriester — beim Opfertanz — beim Darbringen des Wahrheitssymbols), sondern weit wichtiger dürften folgende Fragen sein: „In welchem Tempel fand die in Frage kommende Kulthandlung statt, bzw. findet sich ihre Abbildung?"; „An welcher Tempelwand ist der König mit einer bestimmten Krone dargestellt?" (Nord- oder Südwand); „Welcher Beweggrund wohnt einer Darstellung inne?" (verschiedene feindliche Völker bei Triumphdarstellungen); „Welche Tradition war für eine bestimmte Zeremonie maßgebend?" (bei den einzelnen Gauen andere Überlieferungen) usw. Es muß also methodisch nicht eine Zeremonie allgemein als Ganzes gesehen werden, sondern als Einzelerscheinung in der Besonder-

---

1) Sethe, K.: Urgeschichte und älteste Religion der Ägypter, Leipzig 1930, S. 81, Anm. 1.

heit ihrer örtlichen, zeitlichen und sachlichen Stellung. Bei solcher Arbeitsweise dürfte die Möglichkeit gegeben sein, noch über die hier dargebotenen Schlußfolgerungen hinauszukommen.

Wilcken, Ulrich: **Urkunden der Ptolemäerzeit.** (Ältere Funde.) II. Band: Papyri aus Oberägypten. 2. Lieferung (S. 91—213). Berlin: W. de Gruyter & Co. 1937. 4°. RM 36 —. Bespr. von M. San Nicolò, München.

Eine neue Lieferung (S. 91—213) dieser monumentalen, den Stolz der deutschen Papyrusforschung bildenden Urkundenausgabe bekundet die ungebrochene Schaffenskraft des Altmeisters, an den die Fachgenossen aus der ganzen Welt auf der letzten Oxfordertagung ihren Gruß in die Heimat entsendet haben. Das Heft bringt mit den Nr. 163—197 die griechischen Akten der Totenpriester und Leichenöffner aus der thebanischen Nekropole[1] zum Abschluß. Darunter befindet sich auch hier manches in der Geschichte der Papyrologie berühmte Stück; so der Nechutesvertrag (Nr. 181), den A. Böckh 1821 als erste Ptolemäerurkunde entziffert und der Berliner Akademie vorgelegt hat, der P. Casati (Nr. 180a), der nun zusammen mit dem zweiten Exemplar P. Leid. M (Nr. 180b) neu ediert und mit Heranziehung der zur Personenliste gehörigen demotischen Grundschrift (dem. P. Berlin 3116) bearbeitet wird u. a. m.

Den Anfang (Nr. 163—169) machen Verkehrssteuerquittungen unter demotischen Verträgen, die sich auf dasjenige Haus der Choachytenfamilie beziehen, welches den Gegenstand des sog. Hermiasprozesses bildet (Nr. 160 bis 162; dazu diese Ztschr. 1936 Sp. 303). Aus diesen an sich unscheinbaren Beischriften gewinnt Wilcken durch scharfsinnige Verwertung der demotischen Urkunden, auf welchen sie stehen, weitgehende, zum Teil sogar grundlegende Aufschlüsse sowohl über die „Vorgeschichte des umstrittenen Hauses“ und den Stammbaum des Hermias, als auch zum Verständnis der erwähnten Prozeßakten selbst. Ihnen folgen (Nr. 170—173) die Papyri aus dem Rechtsstreit des Apollonios-Psemmonthes mit den Choachyten, den Verf. richtig vom Hermiasprozeß trennt. Bei Nr. 172 möchte ich angesichts ihres gegenüber der ὁμολογία des Apollonios (Nr. 171) späteren Datums zur Diskussion stellen, ob diese ἀποχή nicht eine dispositive Quittung über die von den Beklagten ursprünglich wohl geschuldeten, aber jetzt wegen der inzwischen noch vor der εἰσαγωγή erfolgten Zurücknahme der Klage nicht mehr zu entrichtenden Gerichtsgebühren (τὸ ἐπιδέκατον) sein könnte. Es kommen dann als Nr. 174—184 weitere Aktenstücke der Choachyten, die sich auf den Kauf von Grundstücken in den Memnonien sowie von choachytischen Rechten an Gräbern und Mumien beziehen, und zwar sind es wiederum teils Verträge, teils bloß Registrierungsvermerke und Verkehrssteuerquittungen auf demotischen Texten. Die sonstigen Choachytenurkunden verschiedenen Inhalts werden unter den Nr. 185 bis 190 vereinigt. Neu ist davon Nr. 188, eine bisher ohne Parallelen dastehende Verkehrssteuerquittung für eine ἐπίλυσις (dazu S. 125), durch welche ein früherer Vertrag aufgehoben und das daraus Erworbene (Liegenschaften und Gräber mit ihren liturgischen Einnahmen) für 2000 Drachmen den Kindern des ehemaligen Verfügenden überlassen wird. Die rechtliche Natur der ganzen, auf dem dazugehörigen noch unveröffentlichten demotischen Text erhaltenen, Transaktion wird mir aber aus dem mitgeteilten Auszug (Teilungsvertrag mit nachträglichem Rückverkauf des Erworbenen?) nicht recht klar. Sollte es sich vielleicht nicht um eine ähnliche ἐπίλυσις wie in P. Heidelb. 1278 (Mitteis, Chrest. Nr. 233) handeln?

Die nachfolgenden Nr. 191—193 sind Eingaben von Pastophoren, das sind Inhaber eines niederen Priesteramtes, das oft mit der Choachytenstellung kumuliert erscheint (vgl. auch S. 39). Den Abschluß (Nr. 194—197) bilden Prozeßakten von παρασχισταί, den als unrein geltenden Leichenöffnern, welche durch einen Schnitt an der Seite des Leichnams die Arbeit der kultlich reinen Einbalsamierer (ταριχευταί) einleiteten. Besonders erfreulich ist dabei die geglückte Zusammenfügung mehrerer Fragmente der P. Tor. 9 und 14 (Nr. 194f.), wodurch namentlich der erstere nunmehr im großen und ganzen vollständig vorliegt, während von dem letzteren immerhin drei größere Abschnitte lesbar geworden sind.

Nur der Fachmann kann sich ein Bild machen von der ungeheueren Leistung an Arbeit, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, die bei diesen für die Erforschung des ptolemäischen Rechtes besonders wichtigen alten Turiner, Pariser und Leidener Papyri hier aufgewendet worden ist; man glaubt manchmal geradezu neuen Texten gegenüberzustehen. So ist auch in diesem Heft der Reichtum an neuen wissenschaftlichen Ergebnissen in der Lesung und Ergänzung der Urkunden sowie im Kommentar nicht geringer als bei seinen Vorgängern, und aus der Fülle des Erschlossenen und Gebotenen wird nicht zuletzt der Rechtshistoriker dank-

1) Für die verwaltungsrechtliche Topographie der Memnonien sind jetzt die Ausführungen S. 174 besonders zu beachten.

baren Herzens großen Nutzen ziehen. Möge es dem Verf. vergönnt sein, dieses einzigartige Werk alsbald einer glücklichen Vollendung zuzuführen.

Keilschriftforschung.

Ryckmans, G.: Grammaire accadienne. Louvain: Bureaux du Muséon 1938. (XVII, 110, 27* S.) 4° = Bibliothèque du Muséon Vol. 6. Belgas 18 —. Bespr. von W. von Soden, Göttingen.

Gesamtdarstellungen der akkadischen Grammatik waren seit über einem Jahrzehnt nicht mehr erschienen, obwohl die Mängel der vorliegenden Werke das Bedürfnis nach einer neuen Zusammenfassung für Unterrichtszwecke als recht dringlich erscheinen ließen. Jetzt sind nun ganz kurz hintereinander gleich zwei französische Darstellungen erschienen, eine ganz knappe (Éléments d'Accadien) von M. Rutten und die etwas ausführlicher gehaltene von G. Ryckmans. Über die erstere ließ sich leider mit bestem Willen nichts Gutes sagen[1]. Ihr gegenüber erscheint die Grammatik von Ryckmans doch wenigstens als ein ernster Versuch, etwas für den Unterricht in den französisch sprechenden Ländern brauchbares zu schaffen; als geglückt kann freilich auch dieser Versuch nicht gelten, da er mit ganz unzureichenden Mitteln unternommen wurde. R. weiß zwar, daß das Akkadische uns in einer ganzen Anzahl verschiedener Dialekte überliefert ist, deren oft erhebliche Unterschiede auch in einem Anfängerbuch nicht ganz vernachlässigt werden können; über Abgrenzung und Eigenart der einzelnen Dialekte ist er sich aber durchaus nicht klar geworden, wie schon die Bemerkung des Vorwortes zeigt, daß die Beispiele für das Assyrische meist der Prismainschrift Sanheribs entnommen seien, also einer trotz einiger Assyriasmen babylonisch geschriebenen Inschrift. Die Ursache für ein solches 1938 kaum noch verständliches Versehen ist bei näherem Zusehen deutlich: R. stützt sich fast nur auf die älteren Grammatiken und die völlig veralteten Wörterbücher, deren untereinander so oft abweichende Angaben auf einen Nenner zu bringen er sich offenbar redlich bemüht hat; in diesen nicht verarbeiteter Stoff ist nur selten herangezogen. Da die Assyriologie für R. wohl nur Randgebiet ist und er in den letzten Jahren durch seine verdienstlichen Arbeiten zur südsemitischen Namengebung offenbar stark in Anspruch genommen war[2], mag man sich damit abfinden, daß er zu grammatischen Stoffsammlungen auf Grund eigener Lektüre nicht in genügendem Umfang Zeit fand. Wenn er darüber hinaus aber auch die zum Teil recht ergiebigen grammatischen Einzeluntersuchungen der Nachkriegszeit einfach unbeachtet läßt, obwohl die meisten von ihnen in den bekannten Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht wurden, so muß das doch als ein nicht gut zu verantwortender Mangel an Gewissenhaftigkeit in der Arbeit vermerkt werden. Die Folgen solcher Unterlassungen sind dann auch nicht ausgeblieben. Neben einer erheblichen Zahl von falschen Angaben stehen viele mehr oder minder ungenaue Formulierungen, unter denen die häufig anzutreffenden Feststellungen des Typs „das und das ist so; es kann aber auch anders sein" für den Unterricht am verderblichsten sind, da sie der völligen Willkür in der Lesung und Übersetzung von Texten Tür und Tor öffnen; muß doch der Anfänger nach Durchnahme dieser Grammatik die Vorstellung gewinnen, daß es in der akkadischen Grammatik unbedingt gültige Gesetze kaum gebe und daß somit eine Abweichung von den gegebenen Regeln meist leicht zu rechtfertigen sei. Einige Beispiele mögen diese Ausstellungen, die übrigens in größerem oder geringerem Umfang auf alle vorliegenden Grammatiken zutreffen, näher erläutern.

In § 25 wird das Gesetz der Angleichung kurzer unbetonter Vokale an einen folgenden Vokal recht ungenau formuliert; daß es nur für das Assyrische gilt, wird aber gar nicht gesagt. § 37ff. behandelt die Kontraktion nebeneinanderstehender Vokale, wobei einige Einzelheiten ganz richtig beobachtet sind, aber doch keine der Grundregeln in zutreffender Form gebracht wird; denn es wird weder den Unterschieden zwischen den Dialekten, die gerade auf diesem Gebiet sehr deutlich sind, sachgemäß Rechnung getragen noch gesagt, daß es für die Kontraktion von wesentlicher Bedeutung ist, welche Vokale jeweils zusammenstoßen. So bezeichnet § 37 Anm. das häufige Ausbleiben der Kontraktion als Eigentümlichkeit gerade der jüngeren Sprache, obwohl doch das jüngere Babylonisch fast ausnahmslos kontrahiert und nur das jüngere Assyrische den Hiatus in manchen Fällen beibehält; daß andererseits das Altassyrische fast nie kontrahiert und das Altbabylonische nur bei bestimmten Vokalverbindungen, erfährt der Leser nicht. § 40 stellt die Formen *ta'ir* und *têr* als gleich gut nebeneinander; in Wirk-

1) Vgl. dazu ZA 44, 307f.

2) Vgl. dazu die Besprechung E. Littmanns in OLZ 1936, 532—535. Eine assyriologische Anfängerarbeit von R. «Les formes nominales en Babylonien» (Diss. Louvain 1919) ist angesichts ihrer mangelhaften stofflichen Unterbauung ohne Schaden ziemlich unbeachtet geblieben.

lichkeit ist erstere assyrisch und letztere babylonisch. Ganz ähnlich werden in § 44 für die Verbindung von *lū* mit dem folgenden Präfixvokal beim Prekativ die verschiedenen bezeugten Möglichkeiten einfach aufgezählt; daß *liḫalliq* und *lušme* nur babylonisch, *luḫalliq* als 3. Pers. und *lašme* nur assyrisch ist, wird nicht erwähnt. In § 62 wird der Übergang von *r* vor einer Muta zu *š*, den nur das Neubabylonische der Spätzeit kennt, als in Texten aller Zeiten denkbar hingestellt. Bei der Darstellung der Pronomina sind alle Fehler der früheren Grammatiken übernommen, obwohl sie zuletzt in ZA 40, 175ff. (1932) meist richtiggestellt wurden; ebd. S. 208ff. hätte R. auch manches über die Bildung des Status constructus finden können, über die bei ihm nicht viel Richtiges steht. Ein ähnliches Vernachlässigen aller neueren Untersuchungen bemerkt man bei der Behandlung des Verbums, die wesentlich schlechter als in Ungnads Grammatik ausgefallen ist; weder die Auseinandersetzungen über den Sinn der *t*-Form noch die über den „Energicus" oder die Flexion der schwachen Verben sind fruchtbar gemacht worden.

Diese Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen, mögen zur Kennzeichnung von R.s Grammatik genügen; eine Richtigstellung auch nur aller groben Unrichtigkeiten ist im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich. Daß sich hier und dort auch einmal gute Formulierungen finden, soll nicht bestritten werden; wie soll aber der Nichtassyriologe, für den das Buch nach dem Vorwort nicht zuletzt bestimmt ist, das Richtige von dem Falschen oder doch ungenau Formulierten unterscheiden? Für den Selbstunterricht ist somit R.s Buch unbrauchbar; für den akademischen Unterricht, in dem der Lehrer kritische Ergänzungen geben kann, mag es in französisch sprechenden Ländern mangels besserer Werke eine zur Not verwendbare Grundlage darbieten, wenn auch die Überzahl von Druckfehlern und anderen Flüchtigkeiten den Schüler oft genug kopfscheu machen wird. Bei uns wird Ungnads Grammatik trotz aller ihrer Mängel immer noch die brauchbarste Grundlage für den Unterricht bleiben.

In Anbetracht der Wichtigkeit des Themas „Akkadische Elementargrammatik" wollen wir hier bei der negativen Kritik nicht stehenbleiben, sondern zum Schluß kurz sagen, wie ein solches Werk nach unserer Auffassung etwa angelegt werden müßte. Dabei müssen wir uns zunächst einmal schonungslos offen über den gegenwärtigen Stand unseres grammatischen Wissens Rechenschaft ablegen und feststellen: Wir sind heute noch nicht so weit, daß wir den grammatischen Bau der Hauptdialekte des Akkadischen schon in allen Einzelheiten klar darstellen könnten. Der Lehrer des Akkadischen steht somit vor einer wesentlich anderen — und schwierigeren! — Aufgabe als etwa der des Arabischen, der es (jedenfalls im Bereich der Elementargrammatik) nur mit gesicherten Tatsachen zu tun hat. Diese Aufgabe können wir nun nicht so wie R. und die meisten anderen Verfasser von Grammatiken dadurch zu bewältigen suchen, daß wir über die Lücken unseres Wissens schweigen und im Einzelfall mit Hilfe möglichst unbestimmter Formulierungen über die Schwierigkeiten hinweggleiten. Das einzig Mögliche ist vielmehr, daß wir in der Einleitung unmißverständlich auf die Grenzen unseres Wissens hinweisen, damit der Schüler weiß, woran er ist, und sich, sofern er den ernsten Willen zur Arbeit hat, von vornherein auf die Notwendigkeit eigener aktiver Mitarbeit an den Problemen einstellt. Bei der Darbietung des Stoffes selbst werden wir uns stets um bestimmte und eindeutige Formulierungen bemühen, da es auch für den Lehrer keinen besseren Weg zur Beseitigung der noch vorhandenen Unklarheiten gibt; daß diese Formulierungen dann bei der Lektüre dauernd einer kritischen Nachprüfung unterzogen werden müssen, versteht sich von selbst. Gelingt es nun in manchen Fällen beim besten Willen nicht, zu einer eindeutigen Aussage zu kommen, weil wir der Schwierigkeiten des Stoffes noch nicht Herr geworden sind, so werden wir das nicht verschweigen, sondern unser Unwissen oder die Unsicherheit der versuchten Formulierung deutlich kennzeichnen; bei der Lehre von der Bedeutung der Nominalformen und der „Tempora" und Stammformen des Verbums z. B. oder manchen Kapiteln der Lautlehre und Syntax werden wir uns vermutlich noch auf längere Zeit hinaus zu diesem sicher nicht bequemen Zugeständnis verstehen müssen. Die Möglichkeiten, daß sich fehlerhafte Angaben in die Grammatik einschleichen, werden auf diese Weise gewiß nicht beseitigt, aber doch auf ein Mindestmaß zurückgeführt; vor allem aber werden für die rasche Ausmerzung von Fehlern durch Zusammenarbeit von Lehrenden und Lernenden weit günstigere Voraussetzungen geschaffen. Besitzen wir erst einmal in den Hauptsprachen nach diesen Grundsätzen angelegte Unterrichtswerke für das Akkadische, so wird die kommende Forschergeneration sich manche unerfreuliche Auseinandersetzung über Textdeutung, die uns heute belastet, sparen können, da dann eine gewisse Grundlage grammatischen Wissens Gemeingut sein wird; hoffentlich dauert der gegenwärtige Zustand nicht mehr zu lange an!

Wilhelm II.: Das Königtum im alten Mesopotamien. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1938. (I, 46 S., 20 Abb., 1 Kte.) gr. 8°. RM 2.40. Bespr. von K. Fr. Müller, Leipzig.

Der Verfasser geht, gestützt auf die Mitarbeit Prof. Böhls, den Wandlungen der Idee des Königtums im alten Mesopotamien von der alten sumerischen Zeit bis zum Neubabyloniertum und dem spätassyrischen Reich nach. Die Behandlung ist knapp, aber treffend und ansprechend; sie vermag auch dem Fachassyriologen von Nutzen zu sein als Zusammenfassung des bisher über die Idee des Königtums Erarbeiteten. Wenn man auch über diese oder jene Einzelheit anderer Meinung sein mag als der Verfasser und sein Berater, so wird doch das gezeichnete Gesamtbild davon nicht berührt. Aber auch durch die Person des Verfassers ist die Arbeit bedeutungsvoll. Wilhelm II. trägt seinen Stoff, wie besonders gegen Ende der Arbeit deutlich wird, nicht vor als trockenen Bericht über längst versunkene Jahrtausende, sondern er verfolgt die Ideen der Universalität und des Gottkönigtums in ihren weiteren Wanderungen in der nachbabylonischen Zeit über Perser, Alexander und die Diadochenreiche, das römische Reich bis hin zum Römischen Kaiserreich Deutscher Nation und setzt seine Ergebnisse in lebendige Beziehung zum modernen Herrschertum, insonderheit zu seinem eigenen. Damit wird sein Werk zu einer persönlichen Verantwortung vor der Geschichte und zu einer Quelle für die historische und menschliche Wertung des letzten deutschen Kaisers.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Peel, Earl: Bericht über Palästina. Erstattet durch die Britische Königliche Palästina-Kommission unter dem Vorsitz von Earl Peel und auf Befehl Seiner Britischen Majestät vom Staatssekretär für die Kolonien vorgelegt im Juli 1937. Berlin: Schocken-Verlag 1937. (XVI, 463 S., 9 Ktn.) 8°. RM 6 —. Bespr. von Fr. Stummer, München.

Der Zweck dieser Veröffentlichung scheint eine Besprechung in einem wissenschaftlichen Organ auszuschließen. Denn er ist politisch und gipfelt demgemäß auch in einem Vorschlag politischer Natur, dem sog. „Peel Plan", der eine Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat, sowie die Schaffung eines die heiligen Städte Jerusalem und Bethlehem samt einem „Korridor" zum Meere umfassenden „Mandatsgebiets" vorsieht. Allein mag auch dieser Lösungsversuch bis jetzt zu einer Befriedung Palästinas nichts beigetragen haben, mag er an dem Widerspruch der Araber, Juden und Christen scheitern und samt den übrigen Empfehlungen der Kommission, die sich auf Einzelheiten beziehen, reine Theorie bleiben, so wird doch zu Recht bestehen, was die Vorrede zur Übersetzung sagt: „Die Bedeutung dieses Palästinaberichts ist nicht ausschließlich an das aktuelle Interesse gebunden, das gegenwärtig dem politischen Schicksal seiner Empfehlungen entgegengebracht wird." Die Kommission hat nämlich eine Fülle von Material zusammengetragen, das für die Kenntnis Palästinas in den Jahren 1918—1937 außerordentlich wichtig ist und bleiben wird. Angesichts der verhältnismäßig kurzen Zeit, die ihr zur Verfügung stand, muß der von ihr erstattete Bericht auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als eine höchst anerkennenswerte Leistung bezeichnet werden. Nicht nur die geschichtliche Entwicklung der gegenwärtigen, bis zur Hoffnungslosigkeit versteiften Lage wird ausführlich dargestellt; auch über die kulturellen und volkswirtschaftlichen Probleme des Landes erfährt man vieles, was man anderswo kaum findet. Diese Mitteilungen erhalten besonderen Wert dadurch, daß das Streben der Kommission nach Unvoreingenommenheit und Sachlichkeit auch von denen anerkannt werden muß, die in diesen und jenen Punkten abweichender Meinung sind. Kennzeichnend ist in dieser Hinsicht das unumwundene Eingeständnis, daß das Palästinamandat in seiner jetzigen Form die Schwierigkeiten geschaffen hat und ihre wirkliche Lösung unmöglich macht. Was die Übersetzung anlangt, so weist die Vorrede daraufhin, daß sie in zwei Wochen fertiggestellt und daher mehreren Händen anvertraut werden mußte. Das spürt man tatsächlich an manchen Einzelheiten, die im sprachlichen Ausdruck hart und inhaltlich verdächtig sind, nicht ganz zutreffend zu sein. Doch wird man die vom Verlag erbetene Nachsicht um so lieber gewähren, als im ganzen der Text sich gut liest. Alles in allem darf man den Bericht der Palästinakommission von 1937 auch in seiner deutschen Wiedergabe als ein wertvolles Dokument der Palästinakunde bezeichnen.

Bentzen, Aage: Daniel. Tübingen: J. C. B. Mohr 1937. (IX, 53 S.) gr. 8° = Handbuch zum Alten Testament, hrsg. von Otto Eißfeldt, 1. Reihe, 19. RM 2.60; geb. RM 4.40. Bespr. von W. Baumgartner, Basel.

Dieser Kommentar ist in jeder Hinsicht gut, dank knapper Ausdrucksweise im Verhältnis zum geringen Umfang auch überraschend reichhaltig. B. schließt sich der neueren Auffassung des Buches (Sellin, Hölscher usw.) an, lehnt aber für die Erzählungen v. Sodens babyloni-

sche Sagenquelle zum größeren Teil und die von Eerdmans und Beek behauptete Entstehung in neubabylonischer Zeit, sowie Junkers Annahme einer vormakkabäischen Grundlage für c. 8—12 ganz ab. Mehrfach werden die Ras-Schamra-Texte angezogen, bei c. 7 die Frage nach der Herkunft des Stoffes offengelassen. Auch in der Textkritik ist die neuere konservative Haltung gewahrt; selbst „und nichts ist ihm" 9, 26 und „auf dem Flügel der Greuel ein Verwüstender" 9_{27} bleiben unverändert, letzteres trotz 11_{31}, 12_{11}, als Anspielung auf den Adler, das Symboltier des Baal-Schamajim. Am stärksten hat die Einleitung unter der Raumknappheit gelitten, wo so wichtige Fragen wie die Entstehung des Buches, der Sprachcharakter, die Zweisprachigkeit mehr nur angedeutet als wirklich behandelt sind. Im Interesse mancher Besitzer wäre auch ein Eingehen auf die traditionelle Deutung wenigstens an wichtigen Stellen wünschenswert gewesen.

Zu berichtigen sind nur Einzelheiten: S. 6, Z. 1 f. v. u. läßt die allzu knappe Fassung nicht erkennen, daß Heller die Selbständigkeit jener Fälle, wo das Motiv sonst vorkommt, bestreitet, wogegen dann ich mich wandte. S. 24 zu 6, 1[d]: Bevan (S. 20) wendet sich nicht dagegen, daß das *qabbel* ein Empfangen von Gott her bedeute, sondern gegen den Versuch, daraus unselbständige Stellung des Darius zu erschließen. Bei c. 2 bleibt die Schwierigkeit von v. 24f. neben v. 16 und 1, 18ff. unerörtert, ebenso daß 2, 49 schon auf c. 3 hinausblickt. Bei 4, 16 fehlt eine Bemerkung zu der falschen Namensdeutung, bei c. 7 eine Auseinandersetzung mit Gressmanns Beziehung der vier Tiere auf die Diadochenreiche und mit R. Eislers astraler Deutung. Daß das Gebet 9, 4ff. „ganz allgemein" als Einlage gelte, ist zuviel gesagt, wo nicht nur Bayer und Junker, sondern auch Montgomery und Obbink es als ursprünglichen Bestandteil betrachten. — S. 17, Z. 1 v. u. ist (v. 6, 15) zu lesen und S. 19 Mitte wohl Langdon Neb. nr. 19, B VIII 33—35 gemeint, wo allerdings von einem Baum überhaupt nicht ausdrücklich die Rede ist. Im Literaturverzeichnis vermisse ich Adam C. Welch, Visions of the End (1922) mit ihrem feinen Verständnis der Daniel-Erzählungen.

Bickermann, Elias: **Der Gott der Makkabäer.** Untersuchungen über Sinn und Ursprung der makkabäischen Erhebung. Berlin: Schocken-Verlag 1937. (182 S., 5 Abb., 2 Ktn.) 8°. RM 6 —; geb. RM 7.20. Bespr. von K. Galling, Halle a. S.

Unter dem mißverständlichen, einem Augustinzitat entlehnten Titel handelt der Verf. „über Sinn und Ursprung der makkabäeischen Erhebung". „Die Zielsetzung des Buches ist eine rein historische. Es gilt die Folge der Ereignisse, die wir die Verfolgung des Antiochos Epiphanes nennen, festzustellen und begreiflich zu machen. Die Religionsverfolgung des Epiphanes war weder zufällig noch aus dem Gebiet des Heidentums hervorgegangen. Sie ging von den Juden selber aus, und zwar von einer Partei unter den Juden, die eine Reform des Glaubens der Väter im Sinne einer Abkehr vom Einzigkeitsglauben erstrebte, ohne daß sie dadurch den Gott der Väter ganz verlassen und Zion ganz untreu werden wollte" (Vorwort). Das Neuartige dieser Thesen gegenüber der bisherigen Forschung besteht darin, daß der Verf. die dem „heidnischen" König zugeschriebene Religionsverfolgung von einem Parteikampf innerhalb der Juden herleitet. Auf 20 Seiten charakterisiert er zunächst die Überlieferung, wobei mit besonderem Geschick aus den jüdischen Quellen eine seleukidische Version und eine antisemitische Version, die sich bis Tacitus Hist. V, 8 verfolgen läßt, herausgearbeitet werden. Bei der letztgenannten ist es übrigens keineswegs sicher, daß sie bald nach dem Tode des Epiphanes entstanden ist, was auf S. 23 vermutet, auf S. 24 bereits als Tatsache hingenommen wird. Die jüdische Überlieferung ist bei Daniel ins Allgemeingeschichtliche und Übergeschichtliche transponiert. Auch hinter den Makkabäerbüchern steht eine supranaturalistische Idee, aber in verschiedenen Ausdrucksformen. I. Makk. ist ein hasmonäisches Werk, geschrieben zur Zeit, als die Dynastie auf dem Gipfel ihrer Macht stand. Die Friedensstörer sind nicht nur die Heiden, sondern auch die abtrünnigen Juden (S. 28). Das II. Makk.-Buch will die Heiligkeit des Tempels darstellen, daher beginnt es mit der Tempelschändung durch Heliodor. Das Blut der Märtyrer bewirkt die Wendung (S. 33). Daneben aber wird eine mehr politische „seleukidische" Interpretation der geschichtlichen Ereignisse geboten, die uns auch bei Josephus begegnet. Auf seleukidischen Vorlagen beruht nicht nur das Werk Jason von Kyrenes, dessen Auszug ja das II. Makk.-Buch ist, sondern auch Josephus, der — „da er für die Hellenen schreibt, diesen die Verfolgung nicht als Ausfluß der heidnischen Schlechtigkeit darstellen konnte" (S. 34). Ein interessanter, aber vielleicht besser im Anhang unterzubringender Abschnitt über die „Deutungen der Verfolgung" führt von Origenes über das 16. und 17. Jahrh. bis Mommsen, Wilamowitz und Ranke. Beiläufig sei hierzu auch auf Händels Judas Makkabäus aus dem Bereich des englischen Puritanismus hingewiesen. Drei Hauptkapitel: Der Hergang — Der Abfall — Die Deutung bieten die Darstellung des Verf.s, die durch Beilagen näher (S. 143—181) begründet wird. Das besondere Verdienst des Verf.s besteht in der Herausschälung und Interpretation von zeitgenössischen Urkunden, die er für die Zeitspanne von 200 v. Chr. bis 105 v. Chr. aus Josephus und den Makkabäerbüchern eruiert hat. Von grundlegender Bedeutung ist

dem Verf. der Erlaß Antiochos' III. über Jerusalem vom Jahre 200, der wegen der Loyalität eine einmalige Subvention zum Opferdienst und Tempelbau gewährt, dem Ältestenrat und der Priesterschaft Abgabenfreiheit zusichert und daneben auch versichert, daß „alle Angehörigen des Ethnos nach den Gesetzen ihrer Vorfahren leben sollen (dürfen)". Der Verf. stellt diesen Freibrief in eine Reihe mit dem Erlaß des Artaxerxes an Esra (459 v. Chr.), wodurch jedoch ein schiefes Bild entsteht. Damals wurde zwar auch eine Art Freibrief ausgegeben, aber hinter ihm stand der Wille, einer bestehenden Unordnung durch die Bevollmächtigung Esras zu begegnen (vgl. Kittel III, S. 579ff.), jetzt aber wird mit einem Judentum gerechnet, das einhellig die Erhaltung seiner Vätersitte wünscht (vgl. J. Heinemann, MWGJ 1938, S. 155). Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß mit der Restauration unter Esra und Nehemia in Jerusalem eine Theokratie entstanden sei (S. 52), in Wirklichkeit hat sich die politische Stellung des Hohenpriesters erst im 4. Jahrh. herauskristallisiert (so richtig S. 58). Es ist auch zu fragen, ob der Erlaß Antiochos' III. wirklich „die angestammten Gesetze" verbindlich machen wollte, so daß jede Neuerung eine Durchbrechung darstellte (S. 74). Man wird, worauf Heinemann in der schon angeführten Besprechung hingewiesen hat, zwischen den Intentionen der hellenistischen Reformer, die nicht auf eine Antastung des Gesetzes ausgingen, und den durch den Widerstand orthodoxer Kreise zu offener Gegensätzlichkeit führenden Anordnungen Antiochos' IV. (1. Makk. 1, 44) zu unterscheiden haben.

164 v. Chr. endete die drei Jahre vorher eingeleitete Verfolgung, die bezweckt hatte, das Gesetz vergessen zu machen und die Gebote zu verändern (1. Makk. 1,49).

Der namenlose Gott von Zion heißt nun Zeus Olympios. Kein neues Gotteshaus wurde erbaut, aber der Gottesdienst wurde geändert. Das „Greuel der Verwüstung" ist eine syrophönikische Massebe. Jetzt wird im Freien und nicht mehr, wie sonst [neben den Opfern auf dem Vorhof] im Inneren des Tempels ein Kult geübt. An ein Herrscherbild im Tempel ist nicht zu denken, möglich ist, daß neben dem Zeus Olympios Athene und Dionysos eine Rolle spielten. Es ist eine zweifellos richtige Erkenntnis, daß bei der Überfremdung des Jahwekultes nicht das Griechische, sondern ein paganer Orientalismus die entscheidende Rolle gespielt hat. Da nun Antiochos, wie es scheint, allein in Juda zur Einführung des neuen Kultes geschritten ist, so „liegt es nahe, anzunehmen, daß er von der lokalen Obrigkeit angestiftet wurde" (S. 126) „Die Söhne der Akra, Menelaos und seine Gesinnungsgenossen verehrten den Himmelsgott der Vorfahren ohne Tempel- und Bildsäulen unter freiem Himmel auf dem Altar, der auf dem Zion stand, frei vom Joch des Gesetzes, in gegenseitiger Toleranz einig mit den Heiden. Was kann natürlicher sein, als daß sie diese Toleranz den noch verblendeten (sc. orthodoxen) Glaubensgenossen aufzwingen wollten? Das war die Verfolgung des Epiphanes" (S. 123). War sie es wirklich? Wird man nicht zum mindesten sagen dürfen, daß sich den Reformisten dieser Kampf im eignen Lager empfahl, da sie der Unterstützung der weltlichen Macht sicher sein durften? Ja, vielleicht beeilte man sich, um seine Staatstreue zu legitimieren, auf den ursprünglich harmloser gemeinten Loyalitätserlaß (I. Makk. 1, 41) hin durch Denunziationen den Sondererlaß (I. Makk. 1, 44) hervorzurufen, der doch in keinem Falle gegen die Intention des Epiphanes gewesen sein kann. Daß man über Juda hinaus, und zwar staatlicherseits vorgegangen ist bzw. vorzugehen bereit war, zeigt die vom Verf. in der Rev. de l'histoire des religions 1937, S. 188ff., ausführlicher besprochene Eingabe der Samaritaner (Ant. 12, 258). Wieweit hier auch noch Fragen bleiben, so ist doch zu sagen, daß die Studie von Bickermann gegenüber Schlatter, Schürer und Ed. Meyer einen wesentlichen Fortschritt bedeutet.

Jean, Charles-F.: **Le Milieu biblique avant Jésus-Christ. III: Les idées religieuses et morales.** Paris: Paul Geuthner 1936. (XXXIX, 727 S., 80 Taf., 66 Abb. im Text.) gr. 8°. 130 Fr. Bespr. von Gerhard Kittel, Tübingen.

Die beiden ersten Bände des großen Werkes sind OLZ 1926, Heft 9, besprochen. Der vorliegende dritte Band schließt das Ganze mit einer Darstellung der religiösen Umwelt der Bibel ab. Er beginnt mit der Prähistorie und dem Versuch, ihre Feste, Opfer u. dgl. zu rekonstruieren (S. 3—36). Es folgt die protosumerische Epoche (S. 37—62), das Ägypten des Alten Reiches (62—90), die minoisch-mykenische Kultur (90—117), Mesopotamien bis einschließlich Hammurapi (117—252), das ägyptische Mittlere Reich (252—260). Der zweite Teil des Bandes behandelt die Zeit der Cassiten (263—270), die kanaanäische Religion (270 bis 315), das ägyptische Neue Reich (316—331), die assyrisch-babylonische Zeit mit ihren Auswirkungen auf Kanaan (332—414). Der dritte und letzte Teil umfaßt die Zeit vom Exil bis zur Römerherrschaft: zuerst im 7. und 6. Jahrhundert: Mesopotamien, Arabien, Iran, Anfänge der jüdischen Diaspora und des jüdischen

Synkretismus (417—459), dann die griechische Religion vom 4. bis 1. Jahrhundert (460—530), dann die hellenistische Epoche im vorderen Orient (Syrien, Nabatäer, Phönizier usw.) (532—565), schließlich: das Judentum in Palästina und in der Diaspora in der hellenistischen Zeit (566—616). Ein Kapitel: Quelques concepts communs aux populations du milieu biblique (617—659), eine Schlußbetrachtung, ausführliche Register und 80 Tafeln mit 235 Abbildungen (denen 76 Abbildungen im Text schon vorangegangen sind), schließen das Werk ab.

Es muß offen gesagt werden, daß der Fülle des damit gekennzeichneten Inhaltes keine volle Gleichmäßigkeit der einzelnen Teile entspricht. Manche Partien sind fast erschöpfend, andere ganz und gar nicht. Z. B. beschränkt sich die Schilderung der Diaspora des Judentums überwiegend auf Ägypten. Man kann aber das religiöse Leben der Diaspora nicht erörtern, ohne auf die Jüdischen Katakomben in Rom und Malta einzugehen. Ebenso darf in einem 1936 erscheinenden Werk dieser Art die epochemachende Entdeckung des antiken Dura nicht fehlen, weder in der Darstellung der syrisch-palmyrenischen Gottheiten noch in der Schilderung des Diaspora-Judentums. Gewisse Fehler und Schiefheiten in der Darstellung des palästinischen Judentums wären vermieden, wenn der Verfasser das grundlegende Buch von Joachim Jeremias benützt hätte: Jerusalem zur Zeit Jesu. Diese und ähnliche Ausstellungen lassen sich nicht unterdrücken, auch wenn man im übrigen die gewaltige Leistung des Gesamtwerkes gern anerkennt, auch nicht, wenn man dem Verfasser einräumt, daß er nicht ein für „le monde savant" bestimmtes Buch habe schreiben wollen, sondern eine Einführung „aux jeunes gens qui s'initient soit aux études bibliques, soit à l'orientalisme en général . . ."

Liebermann, Saul, M. A.: **Tosefeth Rishonim.** A Commentary Based on Manuscripts of the Tosefta and Works of the Rishonîm and Midrashim in Manuscripts and Rare Editions. Part. I: Seder Seraim Moed. Part. II: Seder Nashim, Nezikin, Kodashim. Jerusalem: Bamberger & Wahrmann 1937, 1938. (250 u. 310 S.) 4°. Angez. von Rudolf Meyer, Leipzig.

Verf. des vorliegenden Kommentars zur Tosefta geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß es bei der Herstellung einer Toseftaausgabe nicht nur darauf ankommt, alle erreichbaren Handschriften und Fragmente zu vergleichen, sondern daß es über diese allerdings vordringliche Arbeit hinaus notwendig ist, auch das Parallelenmaterial aus tannaitischer und amoräischer Zeit bis hin zu den Zitaten der mittelalterlichen Autoren heranzuziehen. Denn erst von hier aus fällt auf eine Reihe von dunklen Toseftastellen Licht. Verf. hat sich nun innerhalb dieses weiten Gebietes vor allem die Aufgabe gestellt, das Zitatenmaterial zur Tosefta zusammenzutragen, das sich in den Werken findet, die von der gaonäischen Zeit an bis hin zur Erfindung der Buchdruckerkunst bzw. kurze Zeit nachher verfaßt worden sind. Außerdem stellt er die verschiedenen Lesarten, wie sie die Handschriften der Tosefta und die editio princeps bieten, nebeneinander; die Grundlage für seine Arbeit ist dabei im wesentlichen die Erfurter Handschrift.

Wie dankenswert die mühevolle Arbeit auch ist, der sich Verf. unterzogen hat, so dürfen doch einige Mängel, die dem Kommentar anhaften, nicht übersehen werden. Bei der Darstellung der einzelnen Toseftalesarten bedient sich L. der Ausgabe von Zuckermandl und arbeitet nur dort selbständig nach Photokopien, wo er die Londoner Handschrift und Genisafragmente benutzt, die Z. noch nicht gekannt hat. Nun wird zwar heute Z.s Toseftaausgabe zu wissenschaftlichen Zwecken allgemein gebraucht, aber es ist andererseits auch bekannt, daß sie in der Wiedergabe der Lesarten sehr unzuverlässig ist. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch dem Verf. des Kommentars negative Erfahrungen mit Z.s Ausgabe nicht erspart geblieben sind, als er nach fast abgeschlossener Drucklegung des zweiten Teiles die Photokopie der Wiener Handschrift in die Hände bekam; vgl. die Vorrede zum 2. Teil, S. 4. Daher haben sich umfangreiche Nachträge für Tos. Sebachim 5 bis Tos. Bekhoroth 6 notwendig gemacht, und, durch Erfahrung gewitzigt, hat L. nun auch für die ersten vier Ordnungen der Tosefta eine nachträgliche Überprüfung der Wiener Lesarten, wie sie von Z. geboten werden, an Hand seiner Photokopie für den dritten Band in Aussicht gestellt. Wie ich ferner aus dem Handschriftenverzeichnis (2. Teil, S. 6) entnehme, hat Verf. bislang noch keine Photokopie der Erfurter Handschrift für seinen Kommentar herangezogen. Es wäre daher vielleicht rätlich, auch an Hand der Photographie dieser Handschrift einmal den von Z. gebotenen Text zu überprüfen und die sich evtl. daraus ergebenden Nachträge ebenfalls dem noch ausstehenden dritten Band anzuschließen.

Weiterhin ist an L.s Kommentar eine gewisse Uneinheitlichkeit im Aufbau zu bemerken. Sie kommt einmal daher, daß Verf. im ersten Teile den Rahmen seiner Untersuchung enger zogen hat als im zweiten, vor allem aber hat sie darin ihren Grund, daß er im

zweiten Teile mehr Material verarbeitet hat als im ersten. Verf. sagt in der Vorrede zum zweiten Teile (S. 3) selber, daß ihm zur Abfassung des Kommentars nur wenig Zeit zur Verfügung gestanden hat; vielleicht aber wäre es doch für das Gesamtwerk besser gewesen, wenn er zunächst etwas mehr Zeit auf die Sammlung des Materials verwandt hätte, wenn wir auch gern zugeben, daß Vollständigkeit des Materials auf einem solchen Gebiete immer nur ein relativer Begriff sein kann.

Obige Bemerkungen sollen keineswegs den Wert dieses neuen Kommentars herabmindern; vielmehr wird jeder, der sich wissenschaftlich mit der Tosefta beschäftigen muß, gern das umfangreiche Werk zur Hand nehmen und sich dankbar des überreichen Materials bedienen, das Verf. aus vielfach entlegenen Werken mühevoll zusammengetragen hat.

Solis-Cohen Jr., Emily: **Hanukkah, the Feast of Lights,** Compiled and Edited. Philadelphia: The Jewish Publication Society of America 1937. (XVII, 376 S.) 8°. $ 2.50. Bespr. von Joach. Jeremias, Göttingen.

Eine Anthologie, für breiteste Kreise bestimmt, die das jüdische Lichterfest in Geschichte, Literatur, Dichtkunst, Gottesdienst usw. zum Gegenstand hat, das bekanntlich der Erinnerung an die Tempelweihe durch Judas Makkabäus am 25. Kislev 165 v. Chr. gilt und acht Tage lang gefeiert wird. Es sind Beiträge der verschiedensten Autoren und der verschiedensten Art — historische Aufsätze, Gedichte, Gebete, Lieder, Dramen, Tänze — zusammengestellt. Die bunte Vielgestaltigkeit der Beiträge verfolgt zunächst die praktische Absicht, das Buch für jedes Alter und für die verschiedensten Zwecke (z. B. Ausgestaltung von Festfeiern) brauchbar zu machen; sie hat aber zugleich insofern ein sachliches Recht, als sie ein umfassendes Bild der geschichtlichen Erinnerungen, Stimmungen, Riten und Glaubensimpulse gibt, die für das moderne Judentum mit dem Chanukkafest verbunden sind.

Der Stoff ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil Hanukkah and its significance (S. 1—116) bietet eine Reihe von Aufsätzen über die Geschichte des Festes, seine Musik und seine Riten. Erwähnt seien die Chanukkalieder mit Noten, die A. W. Binder (Jewish Institute of Religion) auf S. 68—81 zusammenstellt. Die Beiträge, denen übrigens mit einer Ausnahme der wissenschaftliche Apparat fehlt, sind auf den breiten Leserkreis zugeschnitten und sehr verschiedenwertig. So ist z. B. fast alles, was Sol. Grayzel (Graetz College) in seinem Aufsatz Hasmonaean Coins (S. 93f.) sagt, falsch. Wir hören S. 93f., daß Judäa erstmalig unter dem Makkabäer Simon Münzen geprägt habe: in Wahrheit haben wir Münzen der Provinz Judäa in Eigenprägung schon aus dem 5. Jahrh. vor Chr. (K. Galling, Biblisches Reallexikon, 1937, Sp. 389)! S. 94 werden Münzen des Makkabäers Simon beschrieben: in Wahrheit besitzen wir keine einzige von Simon geprägte Münze; die beschriebenen, früher irrig Simon zugeschriebenen Halb-Schekel-Münzen, sind vielmehr, wie wir durch die Ausgrabungen von Bēt ṣūr wissen (O. R. Sellers, The Citadel of Beth-Zur, 1933), während des Aufstandes im Jahre 69/70 geprägt worden!

Der ausführlichste 2. Teil Hanukkah in Literature (S. 119—308) läßt zunächst in freier Wiedergabe antike Schriften (1. und 2. Makk., bab. Talmud, Schulchan ʿArukh, Josippon) zu Worte kommen; es folgen in großer Zahl moderne Autoren, die in Drama, Gedicht und Prosa das Lichterfest und seine Riten verherrlichen.

Der dritte Teil Commemoration of Hanukkah (S. 309—362) liefert Material für die Feier des Festes: Gebete und Lieder für den Gottesdienst und Vorschläge für Festveranstaltungen und Aufführungen in Haus, Schule und Klub. Eine ausführliche, jedoch im wesentlichen auf englische Publikationen beschränkte Bibliographie (S. 363—372) macht den Beschluß.

Pieper, Prof. Dr. Karl: **Die Kirche Palästinas bis zum Jahre 135.** Ihre äußere Geschichte und ihr innerer Zustand. Ein Beitrag zur Erkenntnis des Urchristentums. Köln: J. P. Bachem 1938. (66 S.) gr. 8° = Palästina-Hefte des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande, Heft 16. RM 2.50. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

In sehr geschickter, auch für Laien wohlverständlicher Form gibt der Verf. eine fesselnd geschriebene Darstellung der Geschichte des palästinischen Christentums bis zum Aufstand unter Hadrian. Als Grundlage benutzt er die Angaben der altchristlichen Schriften, insbesondere das Neue Testament. Aber auch die neuere wissenschaftliche Literatur ist in weitem Umfange herangezogen worden. Bei der Natur der Quellen, die zum Teil vom Verf. in ihrem Alter reichlich überschätzt werden (z. B. S. 24: der Jakobusbrief ist der älteste Bestandteil des N. T.), nimmt es nicht wunder, daß so manche Vorgänge und Einzelheiten mit dem Zusatz „wahrscheinlich, vermutlich" gekennzeichnet werden. Im allgemeinen folgt hierbei der Verf. der kirchlichen Überlieferung, ohne an ihr Kritik zu üben. Zu weit geht er aber, wenn er einem Forscher wie Hugo Koch vorwirft, er hätte Beweisstellen „aus mangelnder Sprachkenntnis(!) oder um sie für seine Zwecke verwendungsfähig zu machen, falsch übersetzt" (S. 61). So ist das Heft, das erfreulicherweise die Belege in Anmerkungen bringt und ein Register besitzt, keine Förderung der Wissenschaft.

Semitistik, Islamistik.

Mayer, L. A.: Annual Bibliography of Islamic Art and Archæology, India excepted. With the collaboration of Dja'far ʿAbd el-Kader, M. Aga-Oglu, M. ʿAbdullah Chaghtai, R. Ettinghausen, Zaky M. Hassan, Vera Kratchkowskaya, C. J. Lamm, ʿAbd Ar-Razaq Lutfi, M.-L. Plourin, St. Przeworski, A. van de Put, J. Vogel, J. Walker. Vol. I. 1935. Jerusalem: Divan Publishing House 1937. (IX, 64 S.) 8°. Bespr. von Ernst Kühnel, Berlin.

Eine regelmäßig erscheinende Bibliographie über islamische Kunst wurde längst in Fachkreisen als dringendes Bedürfnis empfunden, und der in dieser Richtung von Prof. Mayer unternommene Vorstoß ist lebhaft zu begrüßen,

wenn er auch vielleicht in der vorliegenden Form noch nicht ganz die zu erstrebende Ideallösung darstellt. Der Ausschluß der Literatur über die Kunst des Islam in Indien, die in der von Prof. Vogel in Leiden herausgegebenen Jahresbibliographie über indische Kunst Berücksichtigung findet, hat seine Berechtigung, ebenso der grundsätzliche Verzicht auf alles, was nicht in dem behandelten Jahr 1935 erschien. Andererseits ist der Rahmen der aufzunehmenden Veröffentlichungen erfreulich weit gespannt und z. B. die schwer zugängliche russische Fachliteratur besonders zahlreich vertreten; auch Bücher und Abhandlungen in türkischer und arabischer Sprache sind in wünschenswertem Umfange mit erfaßt worden. Die kurzen Inhaltsangaben unter einem Teil der Titel würde man gern nach Möglichkeit noch erweitert sehen, und die Anordnung nach Stoffen ließe sich wohl noch sinnfälliger gestalten. Aber sie ist durchaus übersichtlich, und der Rezensent weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, in solchen Dingen allen Forderungen gerecht zu werden. Jedenfalls haben wir alle Ursache, dem Herausgeber zu danken für sein Bemühen, uns ein so nützliches und bequemes Hilfsmittel in die Hand zu geben, von dem soeben der zweite Band im Buchhandel angekündigt wird.

Die Reihenfolge: Allgemeines, Architektur, Topographie und Reisen, Kunstgewerbe, Sammlungen, Schrift, Numismatik, Kostüm, Heraldik, Einflüsse, Ethnographie, Ausgrabungen, Personalien ist nicht ganz einleuchtend. Topographie, Reisen und Ausgrabungen sollten der Aufzählung der Schriften über Architektur und Kunstgewerbe vorangestellt werden, und bei letzterem würden in der Unterteilung Teppiche und Textilien zweckmäßiger nicht durch andere Spezialgruppen getrennt.

Beim Kunstgewerbe, das verhältnismäßig viel Raum einnimmt und besser nicht „Fine Arts", sondern „Industrial Arts" genannt würde, wäre ferner eine allgemeine Rubrik, mit Anschluß der Museums- und Versteigerungskataloge, von Nutzen. Daß Veröffentlichungen anläßlich von Kongressen und Ausstellungen zusammenhängend aufgezählt sind, darf als besonderer Vorzug gebucht werden; es wäre aber zu überlegen, ob nicht Spezialausstellungen (z. B. von Teppichen oder Miniaturen) besser unter der betreffenden Fachrubrik erschienen.

Einige Versehen in der Einordnung seien vermerkt:

Eine Abhandlung über Mina-Technik gehört nicht unter „Allgemeines", sondern unter Keramik — wenigstens in diesem Falle —; „marfiles" sind Elfenbeinarbeiten und also nicht unter „Dekorative Architektur" einzureihen, „tapisseries" nicht Teppiche, sondern Wirkereien, also unter Textilien unterzubringen; die Veröffentlichung einer Koranhandschrift wird man nicht unter „Malerei", sondern unter „Kalligraphie" vermuten. Westturkestanische Bauten sind teils unter „Iran", teils unter „Andere Länder" geraten; hier dürfte sich ein eigenes Rubrum lohnen. Daß Glasgewichte unter „Münzen" erscheinen, hat seine volle epigraphische Berechtigung; vielleicht wäre es in solchen Fällen aber angebracht, das Zitat an der anderen zuständigen Stelle zu wiederholen oder eine Verweisung einzufügen.

Zu ergänzen wäre an Erscheinungen des Jahres 1935: V. Slomann, Det Danske Kroningstaeppe (in Kunstmuseets Aarsskrift, Kopenhagen, vol. XXII, pp. 44—65). Andere Lücken habe ich trotz eifriger Bemühungen nicht feststellen können.

Hitti, Prof. Philip K.: **History of the Arabs.** London: Macmillan & Co. 1937. (XVII, 767 S. m. Abb. u. Ktn.) 8°. 31 s. 6 d. Bespr. von W. Björkman, Finkenkrug bei Berlin.

Diese neue umfangreiche Geschichte der Araber ist das Ergebnis vieler Jahre Studien und Vorlesungen an der Columbia University, der Amerikanischen Universität in Beirut und der Princeton University, und trotzdem will der Verf. sie nur als einen bescheidenen Versuch, den ungeheuren Stoff zu meistern, betrachtet wissen. Er weiß selbst genau, wie wenig ein einzelner Forscher die ganze Entwicklung der Araber von der Urzeit bis 1517, dem Jahr der Eroberung Ägyptens durch den osmanischen Sultan Selim, wirklich beherrschen kann, und er hat auch dankbar anerkannt, wie sehr er auf fremder Forschung fußt in den Gebieten, die er nicht selbst auf Grund der Quellen bearbeiten konnte. Ja er nennt neben Kollegen auch eine Reihe von Schülern, denen er Anregungen verdankt. Diese sympathische Einstellung des Verf. macht uns das ganze Buch so erfreulich, man hat durchweg das Gefühl einer vorsichtigen und wohlüberlegten Führung, auch auf den Gebieten, die dem Verf. zweifellos ferner gelegen haben. Für besonders wertvoll halten wir etwa die Abschnitte über die Mamluken und über die Kreuzzugszeit. Hier spürt man deutlich die eigene Forschung des Verf., dessen Arbeiten über Usāma ja wohl auch weiteren Kreisen bekannt geworden sind.

Das Buch soll aber nicht nur dem Forscher dienen sondern auch dem gebildeten Laien, und dies mag den Verleger veranlaßt haben, die

ausführlichen bibliographischen Angaben, die der Verf. am Schlusse jedes Kapitels vorgesehen hatte, nicht mit abzudrucken. Das ist eigentlich zu bedauern, denn wir sind der Meinung, daß solche Dinge keinen gebildeten Laien stören würden, und daß sie im Interesse der Klarheit und Ehrlichkeit gerade auch bei solchen zusammenfassenden Darstellungen höchst erwünscht sind. Auch der Verf. scheint darin unserer Meinung zu sein, denn er findet, daß dann der Grad seiner Verpflichtung gegenüber fremder Forschung noch besser zu sehen gewesen wäre. Es ist nur gut, daß der Verlag an sonstigen Beigaben nicht gespart hat, besonders sei hingewiesen auf die nützlichen Übersichtskarten über die Verbreitung des Islams S. 5 und die Verbreitung des Ackerbaus in Arabien S. 16 sowie die beiden Spanienkarten S. 495 und 522, die jedem Leser etwas bieten werden. Sie machen zusammen mit den anderen Karten und den recht geschickt gewählten Abbildungen sowie dem ausführlichen 60 Seiten starken Index das ganze Buch zu einer erfreulichen und brauchbaren Grundlage für weitere Forschungen, die besonders auch den Studenten empfohlen werden kann.

Nöldeke, Theodor: **Geschichte des Qorāns.** 2. Aufl. III. Teil von G. Bergsträsser und O. Pretzl. Lfg. 3 und 4. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. (S. 161—351, 8 Taf.) 8°. Vollständig RM 50 —. Bespr. von Johann Fück, Halle/S.

Von wenigen Werken unserer Wissenschaft gilt der Satz, daß auch Bücher ihre Schicksale haben, in so hohem Maße wie von Nöldekes klassischer „Geschichte des Qorāns". Dieses Meisterwerk war, als der Vierundzwanzigjährige es 1860 veröffentlichte, ein mäßig starker Band von 359 Seiten. Als 1898 eine zweite Auflage nötig wurde, fand der greise Verf., daß er „aus verschiedenen Gründen nicht daran denken konnte, dem Werk eine solche Gestalt zu geben, die [ihn] selbst befriedigen würde." In der Tat hatte die Saat, die er selbst ausgesät hatte, so reiche Früchte getragen, daß die Kraft eines Einzelnen, wie sich bald zeigte, nicht ausreichte, die Ernte einzubringen. Fr. Schwally, dem Nöldeke die Sorge für das Werk übertrug, konnte erst nach zehn Jahren 1909 den ersten Teil „*Über den Ursprung des Qorāns*" vorlegen, ein fleißiges Buch, von dessen gediegenen Kenntnissen alle, die auf diesem Felde arbeiten, oft und gerne Gebrauch machen. Hatte der Bearbeiter in diesem ersten Bande Nöldekes Wortlaut noch weithin beibehalten und sich auf möglichst wenige Eingriffe beschränken können, so stellte der zweite Band „*Die Sammlung des Qorāns mit einem literarhistorischen Anhang über die muhammedanischen Quellen und die neuere christliche Forschung*", der nach einem weiteren Jahrzehnt 1919 herauskam, eine selbständige Leistung Schwallys dar, deren Wortlaut nur noch selten an den der ersten Auflage erinnert. Da Schwally bereits kurz vor Erscheinen des zweiten Bandes verschieden war, übernahm es G. Bergsträsser, den dritten Teil „*Die Geschichte des Qorāntexts*" zu bearbeiten, und brachte 1926 die erste, 1929 die zweite Lieferung heraus. Aber bevor er die dritte und letzte Lieferung fertigstellen konnte, raffte ihn 1933 der Tod hinweg, und O. Pretzl nahm sich des verwaisten Werkes an. 1936 konnte er die dritte Lieferung ausgeben; mit der jetzt erschienen vierten Lieferung, die die von Frau Gottschalk-Baur angefertigten Indizes enthält, ist die Neubearbeitung zum Abschluß gekommen.

Die dritte Lieferung bringt den Schluß des Kapitels „Die Lesung." Die Leser der beiden ersten Jahrhunderte werden in übersichtlicher Tabellenform vorgeführt. Die geschichtliche Entwicklung wird kurz skizziert; ursprünglich bildete die Lesung jeder Provinz eine geschlossene Einheit; um 200 h wurden diese lokalen Lesungen im *Iḫtiyār*, der Sonderlesung einzelner Qoranlehrer, ausgeglichen. Wie in der Traditionskunde, begann man auch hier, vor allem Einzelvarianten zu sammeln. Um 300 h kanonisierte Ibn Muǧāhid ziemlich willkürlich sieben Leser, stellte die Lesart jedes Einzelnen nach den Grundsätzen der Analogie wieder her und regulierte sie durch die *Uṣūl*, die Aussprache-regeln. P. stellt dies System der Sieben ausführlich dar und charakterisiert die kanonische Qoranlesung nach Vortrag, Aussprache, Pausa und Varianten. Dann behandelt er (S. 205—248) die Lesartenliteratur: die älteste Zeit kannte nur kollegheftartige Aufzeichnungen (*nusaḫ*); seit dem Ende des 2. Jh. kamen Lesartenbücher auf, unter deren Verfassern sich auch Exegeten, Traditionarier und Philologen befinden. Ein Jahrhundert später setzt mit Ibn Muǧāhid die kanonische Lesartenliteratur ein; vom östlichen Schrifttum ist wenig erhalten, im Westen gewann Dānī (gest. 444 h) maßgeblichen Einfluß. Der Kanon der Sieben wurde auf acht, zehn und schließlich im 9. Jh. auf vierzehn Leser ausgedehnt. Die außerkanonischen Lesarten wurden nicht für den praktischen Koranvortrag, wohl aber als Material für die Koranauslegung studiert. P. behandelt dann Schriften über *Taǧwīd*, Pausa, Verszählung und Rechtschreibung und beschließt seine nützliche Übersicht mit einigen knappen Bemerkungen über „Korankommentare als Quellen der Lesartenwissenschaft"

nach Angaben von A. Jeffery. Das letzte Kapitel (S. 249—274) bietet eine Einführung in die Probleme und Methoden der Erforschung der alten Qoranhandschriften. Auf Bergsträssers Anregung hat die Bayerische Akademie ein photographisches Archiv solcher Handschriften zusammengebracht. Da aber die Bearbeitung dieser Materialien noch in den Anfängen steht, hat P. auf den Versuch verzichtet, fertige Ergebnisse vorzulegen, und begnügt sich mit allgemein orientierenden Bemerkungen über die kufische Schrift, Lesezeichen, Verstrennung, Über- und Unterschriften und Vokalbezeichnungen. Der letzte Abschnitt über Datierung und Lokalisierung bringt die wichtige Feststellung, daß keine der untersuchten Qoranhandschriften sich mit einem literarisch bezeugten Provinzialtext deckt. Acht Tafeln enthalten Proben aus alten Qoranhandschriften.

Die vierte Lieferung enthält das von Frau Anneliese Gottschalk-Baur mit Fleiß und Sorgfalt angefertigte Gesamtregister zu Band I—III, das sich in die „Bibliographie" (S. 277—300), „Die Nomina Propria" (S. 300—322), den „Sachindex" (S. 323—343) und die „Koranstellen" (S. 334—351) gliedert. Nach Stichproben zu schließen, sind die Stellenangaben (außer in der Bibliographie, wo Vollständigkeit nicht erstrebt wurde) vollzählig und genau; ich vermisse unter den Koranstellen nur Sure 18, 22 und 28, 85 aus Band III 195, 1. In den „Nomina Propria" wird mehrfach die gleiche Person unter verschiedenen Namen aufgeführt, es sind z. B. identisch: ʿAbdallāh b. Abī Sarḥ und ʿAbdallāh b. Saʿd b. Abī Sarḥ, al-Anbārī und Ibn al-Anbārī, Ḥasan b. Abī Ḥasan und Ḥasan al-Basrī, Maslama und Musailima; umgekehrt ist des Propheten Oheim Hamza I 134 ... 182,3 mit dem gleichnamigen Koranleser zusammengeworfen. Leider hat die Bearbeiterin nur selten den Mut aufgebracht, Fehler des Textes zu verbessern; es muß z. B. heißen: (Abū ʿAbdallāh b.) Mandah st. Minda II 153, Ḫulaid st. Ḫalīd III 186, (Ḥasan b. ʿAlī) al-ʿUmānī st. al-ʿUmmānī III 236, (Jaḥjā b. Yaʿmur) al ʿAdwānī st. al-ʿUdwānī III 165, (Jaḥjā b.) Maʿīn st. Muʿīn III 182, (Umayya b. ʿAbdallāh b. Ḫālid b.) Asīd st. Usaid II 34, 4. Auch das häßliche Ṭaij (S. 286 gar Ḥātim Ṭaj oder Ṭej) hätte durch Ṭajji' ersetzt werden sollen. In anderen Fällen lag das Versehen nicht so offensichtlich zutage: So ist z. B. Abū Jūsuf ʿAbdarraḥmān b. Muḥammad al-Qazwīnī zu streichen und die Stelle II, 177, 4 unter Abū Jūsuf ʿAbdassalām al-Qazwīnī nachzutragen (siehe Ibn Ḥaǧar, *Lisān al-Mīzān* 4, 11); statt Ismāʿīl b. ʿAbdallah b. al-Muhāǧir III, 168, 1 ist Ismāʿīl b. ʿUbaidallah b. Abi'l-Muhāǧir die richtige Lesart (Ibn Ḥaǧar, *Taḫḏīb at-tahḏīb* 1, 317f.; 5, 274,6). Daß Jazīd al-Barīdī III 161, 2 in Jazīd al-Barbarī zu ändern sei, war aus Bergsträsser, Nichtkanonische Lesarten S. 92 zu ersehen; Zaid b. ʿAlī ist nicht Abu'l-Ḥusain Zain al-ʿĀbidīn, sondern dessen Sohn. In der „Bibliographie" werden die Titel der benutzten Werke in der jeweils im Text vorkommenden Fassung wieder abgedruckt; es ist aber nicht einzusehen, welchen Zweck eine Angabe wie „Freytag, G. W., Lexikon" haben soll. Wer kann ahnen, daß hinter dem aš-Šūšāwī/aš-Šaušāwī sich das *Kitāb al Fawā'id al-gamīla fi'l-ājāt al-galīla* des Ḥasan b. ʿAlī ar-Raǧrāǧī (Brockelmann, *GAL* 2, 249; Suppl. 2, 351) verbirgt, zumal da an keiner der im Register gegebenen sechs Stellen der Titel angeführt wird? Von der Bibliographie abgesehen, sind die Indizes jedoch ein sehr brauchbares Hilfsmittel, das die in den drei Bänden aufgehäuften Stoffmassen erschließt.

Vierzig Jahre hat es gedauert, bis die Neubearbeitung der Geschichte des Qorans beendet war. Nöldeke, Schwally und Bergsträsser weilen nicht mehr unter den Lebenden. Unsere Glückwünsche gehen an O. Pretzl und den Verlag, die stolz darauf sein dürfen, das Werk nach so vielen Wechselfällen zu einem glücklichen Ende geführt und der Forschung ein zuverlässiges und brauchbares Handbuch geschenkt zu haben.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Bombaci, Alessio: **La «Regola del Parlare Turcho» di Filippo Argenti.** Materiale per la conoscenza del Turco parlato nella prima metà del XVI secolo. Napoli: R. Istituto Superiore Orientale 1938—XVI. (79 S.) 8° = R. Istituto Superiore Orientale. Pubblicazioni del Centro di Studi di Turcologia. N. 1. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Das in der Biblioteca Nazionale Centrale in Florenz handschriftlich erhaltene Werk von F. Argenti, das Bombaci hier sorgfältig untersucht, ist eine unserer ältesten Quellen zur Geschichte besonders der Aussprache des Osmanischen. Um 1530 entstanden, ist sie älter als der Stoff, den wir B. Georgievich verdanken. Die Sammlung von Phrasen, Wendungen und Sprichwörtern, die nebst einigen Regeln und Paradigmen den Inhalt der „Regola" bildet, stellt, zumal Argenti die türkische Schrift nicht kennt und das Umgangstürkisch in italienischer Transkription wiedergibt, eines der wenigen kostbaren Dokumente zur Lautlehre des Türkischen aus älterer Zeit dar.

Bombaci schickt die nötigen Angaben über die Handschrift, den Verfasser und die Be-

deutung des Werkes voraus, um dann die vom 30. V. 1533 datierte lettera di dedica im Wortlaut folgen zu lassen (S. 12—14) und dann die Art der Transkription, deren sich Argenti bediente, zu besprechen.

Nach dieser Einleitung gibt er S. 19—35 Proben des Textes und behandelt dann im Hauptteil seiner Arbeit S. 37—75 den von Argenti gebotenen Sprachstoff vom Gesichtspunkt der Phonetik, Morphologie, Syntax und Lexikographie. Er zieht zur Beurteilung die anderen alten Transkriptionstexte wie die modernen Dialekte bei und ist in seinem Urteil sehr besonnen: auch in der heiklen Frage der — gelegentlich wohl sicher vorliegenden — Fehler und der eventuellen Fehlerquellen wird man ihm so gut wie immer zustimmen können. Die Grenzen der Möglichkeit eines Urteils sind gewissenhaft gewahrt.

Überblickt man den Stoff, so ist man doch immer wieder überrascht, wie konstant die Sprache, auch in Eigentümlichkeiten der Lautlehre, geblieben ist. Gewisse Züge der Aussprache, die eigentlich erst die heutige Schrift so recht zum Bewußtsein gebracht, die arabische Schrift verschleiert hat, kommen bei Argenti zu deutlichem Ausdruck. Um so stärker fallen freilich dann einzelne Abweichungen vom Heutigen ins Auge. Im Vokalismus bleibt immerhin manches nicht recht verständlich; auffallend ist das anscheinend so vielfache Abweichen von der Vokalharmonie: ob hier nicht noch mehr als Bombaci annimmt auf das Konto der mangelhaften Transkription zu schreiben ist?— Hervorgehoben sei aus der Lautlehre hier nur noch die vielfache Wiedergabe von arabisch *ṭ* (und *ḍ*) durch *t* (*d*); vielleicht handelt es sich hierbei wirklich um einen Unterschied des direkten und des durch das Persische vermittelten Übergangs ins Türkische, wie Bombaci S. 57 meint. — Daß das *γ* in der Aussprache erhalten ist, ist nicht auffallend; seltsam aber ist, daß für *n* und *γ* vielfach *m* erscheint: man kann das kaum anders als — wie Vf. — durch einen Fehler erklären; aber daß gerade der Genetiv der Pronomina ein *m* hat (S. 54), ist höchst merkwürdig; sollte am Ende eine falsche Analogiebildung von Seiten Argenti's nach *benim*, *bizim* vorliegen? — Aus der Formenlehre möchte ich nur das Vorhandensein des Instrumentals beim Nomen (S. 66) und die Form des Praesens-Suffixes *-iur*, die auf eine Aussprache *-yür* hinzuweisen scheint (S. 68), herausheben. Unter den Postpositionen und Adverbien finden sich beachtenswerte Formen. — Aus dem Glossar seien nur *kïzïl alma* (sic!) = Milano und *altun top* „vngheria" erwähnt.

Natürlich sind das nur wenige Proben. Die Arbeit verdient größtes Interesse. Und der Bearbeiter hat Anspruch auf unseren warmen Dank.

Schaeder, Prof. Hans Heinrich: **Iranica.** 1. Das Auge des Königs. 2. Fu-lin. Berlin: Weidmann 1934. (88 S.) gr. 8° = Abhandl. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen, Philolog.-historische Klasse 3. Folge, Nr. 10. RM 6 —. Bespr. von W. B. Henning, London.

Die vorliegende Schrift enthält zwei räumlich und zeitlich weit auseinanderliegende Probleme der orientalischen Philologie behandelnde Studien, die durch die stete Bezugnahme auf das im letzten Jahrzehnt erschlossene manichäische Material locker zusammengehalten sind.

Die erste dieser Studien beschäftigt sich mit dem bekannten achämenidischen Titel ὀφθαλμὸς βασιλέως, dessen iranisches Äquivalent in jüngerer Form Professor Schaeder in dem Titel der manichäischen Bischöfe, *ispasaγ*, findet. Nach Schaeder bedeutet *ispasaγ* „Aufseher"; für das Altpersische wäre entsprechend ein **spaϑaka-* „Aufseher" vorauszusetzen. Nun überliefert Herodot, in der Erklärung des Namens der Arimaspen, auf skythisch heiße σπου „Auge". Herodot habe, so argumentiert Schaeder, σπου bei Aristeas gelesen: σπου sei ein von Herodot falsch aufgefaßter, auf griechische Weise gebildeter Genetiv von *σπός; in Aristeas' Buch habe eine Glosse *σπός „Auge" gestanden. Dieser Glosse „erinnerten sich — so dürfen wir annehmen — die Ionier, die zur Zeit des Dareios oder Xerxes zum erstenmal das ähnlich klingende **spasaka* oder **spaϑaka* als Titel eines hohen persischen Beamten aus der nächsten Umgebung des Großkönigs hörten. Darum deuteten sie den Titel als ὀφθαλμὸς βασιλέως" (S. 18f.).

Diese Beweisführung scheint Ref. nicht recht überzeugend. Ein skythisches Wort *σπός ist zunächst nicht überliefert; die Annahme, Aristeas habe das vorausgesetzte *σπός nach griechischer Weise flektiert und dadurch Herodot irregeführt, widerspricht der andern Annahme, daß bei Aristeas *σπός in der richtigen Form gestanden habe; die Ionier sollen sich ja später dieser, richtigen Form erinnert haben. Nicht recht klar wird, aus welchem Grunde die Ionier an skythische Glossen gedacht haben sollen, wenn sie ein altpersisches Wort hörten und seine Erklärung wünschten; daß die skythischen Sprachen (oder einige von ihnen) mit dem Altpersischen verwandt sind, war den Ioniern durchaus nicht bekannt.

Fernerhin heißt das mittelpersisch-parthische Wort *ispasaγ* eben nicht „Aufseher", sondern „Diener", wie schon aus der entsprechenden Bezeichnung des gleichen kirchlichen Ranges im Fihrist (die syrisch *mšammšānā* voraussetzt, S. 11), im Chinesischen („die dem Gesetz Dienenden", S. 8) usw. geschlossen werden konnte. Bereits im Jahre 1913 übersetzte F. W. K. Müller richtig „Diakon" (*Mahrnámag*,

Z. 210); eine für den nicht-technischen Gebrauch des Wortes eindeutige Stelle war von Waldschmidt-Lentz, Stellung Jesu, S. 97, 22 publiziert worden; seither ist ein Fragment veröffentlicht worden, in dem *ispasay* zur Übersetzung von δοῦλος verwendet ist (Sb. P. A. W. 1934, 883 n. 1).

Die zweite, wesentlich umfangreichere Studie gilt dem chinesischen Namen für Rom-Byzanz, *Fu-lin*. Den Anlaß der Untersuchung bildet die in einem vom Ref. kürzlich publizierten parthisch-manichäischen Fragment vorkommende, vom Ref. in ihrer Bedeutung nicht erkannte Namensform *frwm* = *frōm*, d. i. die von Pelliot längst geforderte nordostiranische Form von mittelpersischem *hrōm* = „Rom". Bei der Edition des parthischen Fragmentes, das nur beiläufig und anmerkungsweise erwähnt worden war, konnte dieser Namensform keine Bedeutung beigemessen werden, weil der entscheidende erste Buchstabe nur sehr schlecht erhalten war. Erst die seither publizierten soghdischen Fragmente, in denen mehrmals *frwn-* vorkommt, sichern die nur versuchsweise angenommene Lesung des Anlauts (S. 28).

An parthisches und soghdisches *frōm* schließen sich *pur¹m* der Orkhon-Inschriften und weiterhin chinesisch *fu-lin* an (S. 36ff.), und zwar sind die ostasiatischen Formen durch Soghder vermittelt worden. Daß *Fu-lin* wirklich Ostrom meint, ein Faktum, daß seit einigen Jahrzehnten kaum noch bezweifelt worden ist, wird ausführlich dargelegt. Die Geschichte des Namens Fu-lin, die Geschichte der Beziehungen zwischen Ostrom und China, die Rolle der diese Beziehungen tragenden Soghder, und schließlich die Geschichte der Forschung sind hier eingehend und übersichtlich dargestellt. Verf. folgt aufs engste den Ergebnissen von Pelliots Untersuchungen; dabei erscheint die fortwährende Polemik gegen ältere Forscher, besonders Friedrich Hirth, nicht immer als erforderlich.

Den Beschluß der vorliegenden Schrift bildet eine eingehende Analyse des manichäisch-mittelpersischen Textes (*M* 2), zu dessen Erläuterung das parthische *Frōm*-Fragment zitiert worden war (S. 68—83). Der erste Teil des Textes geht auf eine ältere manichäische Missionsgeschichte zurück, während der zweite Teil eine verhältnismäßig späte Legende bringt, die den Ursprung der östlichen Gruppe der manichäischen Kirche, der Dēnāvarijja, bereits in die Zeit Manis verlegen will; dieser Tatbestand war bereits in der Ausgabe des Textes angedeutet worden.

Hingewiesen sei besonders auf Verf.s Vorschlag, die Begründung der Dēnāvarijja dem im Jahre 600 gestorbenen Šād-Ōhrmizd zuzuschreiben (S. 79f.). Bei der Besprechung der ägyptischen Mission (S. 70) lehnt Verf. die in der Ausgabe vorgetragene Erklärung des Wortes *NPŠ'* als Personennamen ab, mit der Begründung: „Das ist unmöglich, einen solchen Namen gibt es nicht. Außerdem müßte man . . . davor die Präposition *ō* zur Kennzeichnung des Objekts erwarten." Dagegen ist zu bemerken, daß bei der mittelpersischen Passivkonstruktion das logische Objekt grammatisches Subjekt wird und daher keiner Präposition bedarf; erst infolge der grammatischen Auflösung der mittelpersischen Konstruktion, beim Übergang zum neupersischen aktiven Präteritalsatz, dringt die abusive Verwendung der Präposition *ō* zur Einführung des Objekts ein; im Manichäisch-Mittelpersischen ist das aber durchaus noch nicht die Regel (anders im Parthischen). Auch dem positiven Vorschlag des Verf.s, in *NPŠ'* eine von den Abschreibern mißverstandene Gruppe von Zahlzeichen zu sehen, wird man kaum zustimmen dürfen: abgesehen von *P* [= 20] hat keines der fraglichen Zeichen irgendwelche Ähnlichkeit mit einem der Zahlzeichen (Verf.s Annahme, das Zahlzeichen 5 sähe aus wie *N*, ist nicht zutreffend; es ist einem *'ain*, nicht einem *nūn* ähnlich). — Lange nach der Publikation des Fragmentes M 2 hat Ref. eine ausführlichere soghdische Rezension der gleichen Missionsgeschichte auffinden können; in ihr werden die Aktivitäten eines Mannes namens *Nβš'* mehrmals erwähnt, in dem wir wohl den *NPŠ'* der mittelpersischen Version sehen dürfen.

Juwaynī, 'Alā-u d-Dīn 'Aṭā Malik-i-: The Ta'rīkh-i-Jahān-Gushā (Composed in A. H. 658 = A. D. 1260). Part III: Containing the History of Mangú Qá'án, Húlágú and the Ismá'ílís. Edited with an Introduction, Notes and Indices from Several Old MSS. by Mírzá Muḥammad Ibn 'Abdu'l-Wahháb-i-Qazwíní and printed for the Trustees of the "E. J. W. Gibb Memorial". Volume XVI, 3. Leyden: E. J. Brill, Imprimerie Orientale; London: Luzac & Co., 1937. (XV, 592 S., 4 Taf.) 4°. 25 s. Bespr. von W. Hinz, Göttingen.

Der erste Teil des in drei stattlichen Bänden nunmehr abgeschlossen vorliegenden Werkes war im Jahre 1912 erschienen, nachdem der Herausgeber, Mīrzā Moḥammad Qazvīnī, eine fast sechsjährige Arbeit darauf verwandt hatte. Nach weiteren vier Jahren, 1916, war auch Teil II veröffentlicht worden. Die trotz einer durch den Weltkrieg bedingten Verzögerung verhältnismäßig kurze Frist zwischen dem Erscheinen der ersten beiden Bände erklärt sich daraus, daß der Herausgeber für den zweiten Teil auf die ausführliche Einführung verweisen konnte, die dem ersten Band vorangesetzt worden war. Die Einleitung zu Teil II nahm daher lediglich auf grammatikalische, lexikographische und orthographische Besonderheiten Bezug.

In dem Vorwort zum zweiten Bande der Chronik des 'Aṭā Malek-e Ǧoveinī hatte sich E. G. Browne, der eigentliche Urheber und Betreuer des ganzen Unternehmens, wie folgt geäußert: „Es steht zu befürchten, daß die Veröffentlichung des dritten Bandes mit der Geschichte der Assassinen auf Alamūt, die in

mehrfacher Hinsicht den aufschlußreichsten Teil des ganzen Werkes darstellt, gegenwärtig als auf unbestimmte Zeit verschoben gelten muß".

Diese Voraussage erwies sich als nur zu begründet. Als E. G. Browne 1926 starb, waren die Aussichten nicht viel günstiger als zehn Jahre früher. In der Sorge, der abschließende dritte Band könnte vielleicht überhaupt nicht mehr fertig werden, brachte Sir E. Denison Ross 1931 als Band X des James G. Forlong Fund das Faksimile einer sehr schönen alten Handschrift heraus[1], ohne damit, wie er ausdrücklich betonte, der Ausgabe in der Gibb Memorial-Serie vorgreifen zu wollen.

Zur freudigen Genugtuung aller iranistischen Historiker ist es dem Herausgeber nunmehr doch gelungen, den dritten und letzten Teil der Chronik zu veröffentlichen, zu dem Sir E. Denison Ross die (englische) Einleitung beigesteuert hat. Mit Recht bemerkt er darin, die gelehrte Welt dürfe dankbar sein, daß es Mīrzā Moḥammad Qazvīnī noch vergönnt gewesen sei, eine Aufgabe zu vollenden, die wahrscheinlich kein zweiter Forscher in gleich meisterhafter Weise hätte lösen können.

Diese Feststellung erscheint noch begründeter, wenn man bei Durchsicht des dritten Bandes bemerkt, daß auf den eigentlichen Text 278 Seiten entfallen (davon durchschnittlich die Hälfte Anmerkungen bezüglich andrer Lesarten), wozu noch 13 Seiten Nachtrag kommen (Bericht des Ḥāǧǧā Naṣīro'd-Dīn Ṭūsī über die Belagerung Baġdāds durch Hülägü), während rund 200 Seiten die Bemerkungen und Zusätze Mīrzā Moḥammad Qazvīnīs enthalten. Dieser zweite Teil des Bandes stellt die Frucht jahrzehntelanger eindringlichster Studien und damit eine hervorragende wissenschaftliche Leistung dar, aus der jeder Benutzer der Chronik Nutzen ziehen wird.

Man darf den gelehrten Herausgeber wie die Sachwalter des Gibb Memorial zum Erscheinen dieses wertvollen Abschlußbandes beglückwünschen, der von sorgfältigen Blattweisern (nach Personennamen, Ortsbezeichnungen und Chroniktiteln gegliedert) sowie von vier Wiedergaben zeitgenössischer Miniaturen aus einer sehr alten Pariser Handschrift der Chronik Rašīdo'd-Dīns abgerundet wird.

1) Ta'rikh-i-Jahān-Gushāy of Juwaynī, Volume III, being a facsimile of a Manuscript dated A. H. 690 belonging to Wahīd-ul-Mulk. With an Introduction by Sir E. Denison Ross. London 1931.

Südasien.

Kaye, George Ryusby, and Edward Hamilton **Johnston,** M. A., D. Litt.: **Catalogue of Manuscripts in European Languages in the India Office Library.** Volume II Part II: Minor Collections and Miscellaneous Manuscripts. Section I. — Nos. 1—538 by G. R. Kaye. Published by Order of the Secretary of State for India in Council. London: His Majesty's Stationery Office for the India Office 1937. (XIX, 1167 S.) gr. 8°. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Die Bibliothek des India Office verfügt über eine große Anzahl von Katalogen, die ihren wertvollen Bestand an Handschriften auf allen Gebieten der Indologie in mustergültiger Weise verzeichnen. Dahin gehören vor allem die von Eggeling und Windisch in 7 Bänden 1887—1904 herausgegebenen, auch von deutschen Gelehrten oft benutzten Verzeichnisse von Sanskrithandschriften. Mit diesen Handschriftenschätzen können die in europäischen Sprachen geschriebenen Sammlungen, wie sie der vorliegende, von G. R. Kaye bearbeitete Katalog beschreibt, kaum auf eine Stufe gestellt werden. Ihr Wert liegt nicht, wie es bei den linguistischen Handschriftenkatalogen der Fall ist, auf einem international wichtigen, sondern auf dem engeren Wissensgebiete bestimmter Abschnitte der englischen Geschichte: das Verzeichnis ergänzt die 1916 veröffentlichte Beschreibung der beiden von Blagden und Hill katalogisierten Mackenzie- und Orme-Sammlungen, von denen die Mackenzie-Collection in der Hauptsache niederländisch-indische, aus dem Javanischen übersetzte Handschriften enthält, während die Orme-Collection größtenteils Briefe und andere Akten umfaßt, die sich auf die Geschichte der East India Company beziehen.

Mit der Orme-Collection berühren sich die Minor Collections in vieler Hinsicht sehr nahe. So enthält Nr. 16 z. B. 52 Briefe von Lord Clive aus den Jahren 1759—85 an den von ihm hochgeschätzten Governor von Bengalen Harry Verelst, den Verfasser des 1772 erschienenen Buches: A View of the rise, progress and present state of the English Government of Bengal.

Die aus 25 Bänden bestehende Sammlung der Fowke Mss. ist namentlich von Interesse wegen der Persönlichkeit der Tochter von Joseph Fowke (1716—1806), Margaret Fowke, die sich 1787 mit ihrem Vetter John Benn, dem späteren Baronet Walsh verheiratete. Lady Walsh hatte nach den Worten ihres Vaters „einen gut geschulten Verstand und eine vornehme, edle und große Seele. Sie war vollendet musikalisch und eine furchtlose Reiterin." Ein großer Teil ihrer Briefe ist an ihren gegen den Willen von Warren Hastings zum Resident von Bengalen ernannten Bruder Francis Fowke gerichtet.

Als das Hauptstück der Minor Collections

können wohl zweifellos die Francis Mss. gelten. Die Sammlung enthält neben vielen anderen, meist schon ausgewerteten Aktenstücken zahlreiche noch unveröffentlichte Briefe von Sir Philipp Francis, dem mutmaßlichen Verfasser der berühmten „Junius-Briefe". Francis wurde 1772 dem Fort William Council zugeteilt und traf 1774 in Kalkutta ein. In den rund 1000 seitdem von ihm in Indien geschriebenen Briefen, die er an Männer wie Edmund Burke, Lord Clive, Lord North, John Robinson und viele andere mit der anglo-indischen Geschichte eng verknüpfte Persönlichkeiten gerichtet hat, liegt ein Schatz wertvollsten geschichtlichen Materials, den die Verf. des Katalogs jetzt der Wissenschaft erschlossen haben. Wenn Francis wirklich der Verfasser der Junius-Briefe ist, so zeigt seine indische Korrespondenz, daß er Warren Hastings mit ähnlichen Gefühlen gegenübergestanden hat wie in England dem Lord Mansfield, gegen den er die Freiheit der Presse als das Bollwerk aller bürgerlichen, politischen und religiösen Rechte des Engländers verteidigt hatte. Bemerkenswert ist, daß Francis sich in einem Teil seiner Briefe einer Geheimschrift bediente, die bisher noch nicht restlos hat entziffert werden können.

Aus den übrigen Sammlungen sei hier noch der Briefwechsel von Francis Hamilton (1762—1829) erwähnt, der als medical officer im Dienst der East India Company gestanden und neben anderen Werken über indische Geschichte und Kultur eine „History of Nepal" veröffentlicht hat.

Die umfangreiche und mühsame Arbeit des 1929 verstorbenen Verf. G. R. Kaye verdient unsere volle Anerkennung, nicht nur im Hinblick auf ihren für die Geschichte von Britisch-Indien bedeutsamen Inhalt, sondern auch als ein Musterbeispiel sorgfältiger und kenntnisreicher Katalogisierung.

Alsdorf, Ludwig: **Apabhraṃśa-Studien.** Leipzig: in Komm. b. F. A. Brockhaus 1937. (VIII, 113 S.) gr. 8° = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, hrsg. v. d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXII, 2. RM 2.50. Bespr. von Hans Losch, Bonn.

Mit diesen Studien bemüht sich A., unsere noch immer spärliche Kenntnis des Apabhraṃśa, durchweg von Pischels Materialien zur Kenntnis des Apabhraṃśa ausgehend, nach grammatischer, metrischer und lexikographischer Seite zu erweitern, nachdem er uns bereits vor einiger Teit eine mustergültige Grammatik des Harivaṃśapurāṇa geschenkt hat.

Im ersten Abschnitt behandelt A. „nom. acc. sing. masc. neutr., nom. acc. plur. masc. der A-Stämme". A. versucht, irrige Auffassungen des großen Bahnbrechers Pischel aus dem Wege zu räumen. Es handelt sich zunächst um den nom. acc. sing. masc. neutr. auf *-a*. A. stellt fest, daß es in den Strophen Hemacandras kein einziges Beispiel dafür gebe, scheinbare derartige Formen seien Feminine, Plurale oder schlechte Lesart. Durch diese Feststellung entfällt die Möglichkeit, die häufig belegte Form auf *-ā* als gedehnte Variante von *-a* zu erklären. „Die Ansicht von der beliebigen Dehn- und Kürzbarkeit auslautender Vokale im Ap. ist aber überhaupt ein grundlegender, für das Verständnis der Sprache verhängnisvoller Irrtum gewesen" (S. 6), der erst durch die Jaina-Texte beseitigt werden konnte. Die Regel ist, daß im Śvet. und Dig.-Ap. alle auslautenden Längen mehrsilbiger Wörter gekürzt worden sind, daß aber der Kürzungsvorgang in der Sprachstufe, der unsere Texte zuzurechnen sind, bereits abgeschlossen war. Neue Auslautlängen entstehen durch Kontraktion bzw. Ersatzdehnung. A. kommt zum Ergebnis, daß *-ā* sowohl des nom. acc. plur. masc. wie des voc. sing. aus *-aya* kontrahiert sind, und daß das *-ī* des nom. acc. sing. fem. auf einen Wandel von *-iya*, *-iu* zu *-ī* zurückgeht (S. 8). Die Form des nom. acc. sing. masc. und neutr. auf *-ā* führt A. in längeren Ausführungen auf Ersatzdehnung aus *-aŭ* zurück (S. 13). Der in Hem.s Strophen überlieferte Ap.-Dialekt erweist sich, wie A. nachweist, in einem sehr wichtigen Punkte als ein Vorläufer der Ost-Hindi, wenn auch vorerst nicht nachweisbar ist, welche Strophen diesem Dialekt zuzurechnen sind (S. 16). Die neue Erklärung der *ā*- und *ī*-Formen durch A. führt zu einem besonders hervorzuhebendem Ergebnis: Während bisher die Beispielstrophen Hemacandras als einem altertümlichen Sprachzustand entstammend angesehen wurden, ergibt sich aus A.s Ausführungen, daß Hem.s Dohās „moderne" Züge aufweisen (S. 16/17).

Die zweite Studie über „die Stammerweiterung mit d" formuliert die Entstehung der erweiterten Deklination. „Die Erweiterung dient dem rhythmischen Ausgleich des Paradigmas; sie betrifft so gut wie ausschließlich die Kasus, deren Endung einmorig ist und gleicht diese Endungen den übrigen zweimorigen an" (S. 18). Diese Stammerweiterung fehlt den Jaina-Ap.-Dialekten ganz. Sie dürfte kein Zeichen der Altertümlichkeit sein, sondern gehört zu den „neuindischen Zügen im Bilde der Sprache" (S. 20).

Die Untersuchung des gen. sing. fem. *-ahe*, *-ihe*, *-uhe*, masc. *-ihe*, *uhe* stellt den gen. sing. fem. *-ahe* als „Kontamination eines gen. **-ae*

mit dem gen. masc. *-aho*" dar. Die Endung *-he* wurde dann auf die i- und u-Stämme übertragen (S. 21). A. nimmt dann noch Gelegenheit, einen Irrtum Jacobis zu berichtigen. Jacobi hatte auf Grund des Sūtra IV. 345 bei Hem. angenommen, Hem. lehre für den gen. sing. masc. neutr. der i- und u-Stämme Endungslosigkeit. Die Texte bieten aber keine Beweise für endungslose Genetive. A. vermutet, gestützt auf auch anderwärts feststellbare Nachlässigkeiten Hem.s, daß Hem. einfach vergessen habe, festzustellen, daß der gen. dem Ablativ gleich sei (S. 22).

Bei der Behandlung der Ablativ-Postposition *hontau* gibt A. eine berichtigende Erklärung von Pischel's Strophe (Materialien zur Kenntnis des Apabhraṃśa 439, 4). Das dort vorkommende *hiaa-ṭṭhiu*, das Pischel mit „im Herzen ruhend" übersetzt, „kann hier gar nichts anderes heißen als einfach ‚aus dem Herzen heraus' " (S. 25). *ṭhiu* entspricht der Bedeutung nach genau *hontau* und ist unter Einsetzung der ebenso häufig vorkommenden dentalen Form die genaue lautliche Vorstufe zu *Guj. thī*. In einem kleinen Exkurs gibt A. eine einleuchtende Erklärung für *Guj. thakī*. Es geht auf thakkai = tiṣṭhati zurück. Eine Anmerkung S. 25/26 weist nach, daß auch im Hitopadeśa noch ein Nachklang der Vorstellung: loc. + *sthitvā* = abl. nachweisbar ist.

In der nächsten Studie über den Indikativ des Präsens im Ap. entwickelt A. eine einleuchtende Erklärung für die Ableitung der 1. pl. ind. im Ap. auf *-ahũ*: (Vok. + sma + Vok.) > (Vok. + h + nasalierter Vok.), woraus sich der Wandel von *asma* über *amha*, *āhu* zu *ahũ* regelmäßig ergibt (S. 31ff.).

Eine neue Etymologie vermittelt die nächste Studie: Ap. *tūra* = gr. τῦρός aw. *tūri* (S. 37ff.).

Die anschließende Behandlung der Metrik der Mat. Pischels berichtigt einige Ungenauigkeiten. Ich möchte hier nur die immerhin wichtige Feststellung herausgreifen, daß Jacobi in der Bezeichnung „Pañcapadī" für das 5zeilige Metrum zu Beginn einer Raḍḍā ein Irrtum unterlaufen ist: der Name ist Mātrā oder Vastu (S. 54).

Im folgenden Abschnitt weist A. nach, daß die Hypothese eines „endungslosen Genitivs" nicht haltbar ist, ebensowenig wie die von Pischel angenommene Möglichkeit, Passiva in aktivischer Bedeutung zu verwenden, der A. in der darauf folgenden Studie entgegentritt (S. 56—68). Die Behandlung der Strophe 350, 2 gibt A. Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß dort das von Hem. IV. 422 gelehrte Adj. *appaṇa* = *ātmīya* anzusetzen ist, während Pischel stets *appa* = *ātman* annimmt (S. 68/69). In der folgenden Studie geht A. auf einige „unechte Zitate" Hem.s ein und erbringt den Wahrscheinlichkeitsbeweis, daß es sich hier um Beispielstrophen handelt, die zu gewissen Regeln gedichtet sind (S. 69—73). Der letzte Abschnitt endlich bringt eine umfangreiche Behandlung einzelner Strophen aus den „Mat.", die zahlreiche Aufklärungen sachlicher, grammatischer, metrischer und lexikographischer Art bringt. Es würde zu weit führen, hierauf näher einzugehen.

Wie mit seinen früheren Arbeiten hat uns der Verfasser auch mit diesen Studien grundlegend neue Erkenntnisse geschenkt. Nicht nur der Sanskritist, sondern vor allem auch jeder, der sich mit der Genesis der neuindischen Sprachen beschäftigt, wird immer wieder zu diesem Werke greifen müssen. Leider ist ein Wunsch unerfüllt geblieben: ein Index, der trotz des geringen Umfanges des Buches wegen der mannigfachen verarbeiteten Materialien wünschenswert gewesen wäre.

Ibn Hasan, M. A., Ph. D.: The Central Structure of the Mughal Empire and its Practical Working up to the Year 1657. With a foreword by Sir E. Denison Ross. London: Oxford University Press 1936. (XI, 398 S.) 8°. 18 s. Bespr. von W. Björkman, Finkenkrug bei Berlin.

Dies ist die sorgfältig und fleißig gearbeitete Doktordissertation eines vor der Zeit am 11. März 1935 gestorbenen indischen Studenten, unter der Anleitung von Sir E. Denison Ross, der im Vorwort die Bedeutung der Arbeit gebührend hervorhebt. Es ist eine ausführliche Darstellung der Verwaltung des Mogulreichs, wie sie in der Hauptstadt zentralisiert war, während die Provinzverwaltung einer späteren Arbeit vorbehalten war. Das Material hierfür hofft der Freund des Verstorbenen, Habib ur Rahman, der auch diese Arbeit herausgegeben hat, noch in irgendeiner Form veröffentlichen zu können.

Der Verf. schildert die Entwicklung der Verwaltung von 1560—1657, von Akbar bis Shah Jahan, also den eigentlichen Höhepunkt. Bei der Behandlung der Stellung des Herrschers im Staate fällt vor allem die überragende Bedeutung der Persönlichkeit Akbars auf, dessen pünktliche Tageseinteilung und ungeheure Arbeitskraft der ganzen Verwaltung ihren Stempel gaben. Dann werden die einzelnen Ämter in ihrer Entstehung und Entwicklung besprochen, die Minister und die Diwane, die vorwiegend militärischen Aufgaben des *mīr baḫšī*, die wirtschaftlichen des *mīr sāmān* und die geistlich-kulturellen des *ṣadr*, alle werden ausführlich auf Grund der Quellen

geschildert, wie es bisher noch nicht durchgeführt war. Auch das Rechtssystem und die Durchführung des islamischen Gesetzes in der Staatsverwaltung werden eingehend behandelt. Dabei sind die bekannten Darstellungen von Māwerdī, Niẓām al-Mulk u. a. herangezogen, nicht aber die wenigen vorhandenen Vorarbeiten über die Verwaltung anderer islamischer Staaten, wie z. B. der Türkei oder Ägyptens. Doch das lag wohl außerhalb des Arbeitsplans des Verf., es könnte aber vielleicht einmal in Zukunft ein dankbares Thema ergeben, ein Vergleich zwischen den mehr oder weniger zentralistischen Verwaltungssystemen der islamischen Staaten.

Bacot, Jacques: **La vie de Marpa le «traducteur».** Suivi d'un chapitre de l'avadāna de l'oiseau Nīlakaṇṭha. Extraits et résumés d'après l'édition xylographique tibétaine. Paris: Paul Geuthner 1937. (115 S., 1 Titelbild) 8° = Buddhica. Documents et Travaux pour l'étude du Bouddhisme, publiés sous la Direction de Jean Przyluski. Première Série: Mémoires. Tome VII. Fr. 48 —. Bespr. von Joh. Schubert, Leipzig.

Eine der berühmtesten, nichtreformierten (sog. roten) Sekten des lamaistischen Tibets ist die der Bkā.rgyud.pa. Der Name Bkā.rgyud besagt, daß die Gurus, die Meister und Lehrer dieser Schule, ihre mystische Unterweisung (tib.: gdams.ṅag, skr.: upadeśa) nur mündlich mitteilen. Da man von einer geistigen Vererbung (vom Meister auf den Schüler) spricht, finden sich auch in der Geschichte der einzelnen Sekten oft ganze Erbfolgereihen. Die Bkā.rgyud.pas führen die sie betreffende Reihe auf Rdo.rje.'chaṅ (skr.: Vajradhāra) zurück und nennen von letzterem ausgehend als ihre Meister Ti.lo, Nā.ro, Mar.pa und Mi.la.ras.pa, dem noch Lha.rje („der Arzt") aus Dvags.po folgt. Die Biographien dieser Gurus, die oft sehr umfangreich, teils handschriftlich, teils in Holzblockdrucken überliefert sind, geben einen guten Einblick in die Methoden der betreffenden Meister und lassen sehr deutlich diejenigen der magischen Künste erkennen, in welcher der jeweilige Guru besondere Fähigkeiten entwickelt hat. Diese Lebensbeschreibungen (rnam.thar) bieten dem Übersetzer — wie so vieles im tibetischen Schrifttum — oft unüberwindliche Schwierigkeiten. Es ist deshalb ein großer Erfolg der Forschung, wenn heute, mit dem hier zu besprechenden Buche, fast alle Biographien der Bkā.rgyud.pa-Meister — und sei es nur in Teilübersetzungen — vorliegen. Wir besitzen — abgesehen von Auszügen aus den Lehren des Lha.rje — in englischer (und nach dieser auch ins Deutsche übertragen) sowie französischer Übersetzung die Vita des Mi.la.ras.pa, in deutscher Übertragung die des Nā.ro.pa und in französischer Übersetzung jetzt auch die des Mar.pa.

Was über den zuletzt genannten Meister in dem „Blauen Bericht (Deb.ther.sṅon.po)" des 'Agos-Lo.tsa.ba steht, hat Sir Charles Bell in seinem Buche „Religion of Tibet" (Oxford 1931), S. 61ff. mitgeteilt. Die eigentliche Biographie Mar.pas legt Bacot (unter Weglassung weitschweifiger Wiederholungen des Originals) der Öffentlichkeit vor. Die Seiten 75—107 des Buches bieten den Text der Blätter 3a—91 einer Holzblockdruckausgabe, die Seiten 7—58 die französische Übersetzung. Durch die Inhaltsübersicht, die Bacot gleichfalls (auf S. 59—62) in Text, Übersetzung und kurzer Analyse beigegeben hat, wird die Darstellung im Originaltext, der die drei Reisen Mar.pa's nach Indien, die Begegnung mit seinen ersten Schülern, seine Rückkehr nach Tibet und den Tod des Dar.ma.mdo.sde schildert, wesentlich durchsichtiger. Ergänzt wird die Übersetzung noch durch den Index (der Namen) auf S. 72—74.

Sehr viel Mühe hat der Herr Übersetzer auf die richtige Erkenntnis und Klärung des Ausdruckes „groṅ.'ajug" verwendet und damit den größten Raum der „Introduction" (S. 1—6) ausgefüllt. Der genannte Terminus bezeichnet die höchste „Kunst", die Mar.pa wie kein zweiter verstanden haben soll, nämlich „die Übertragung seines (lebendigen) Geistes" auf irgendein anderes totes Wesen (Mensch oder Tier). Mit seinen entsprechenden Ausführungen ist, wie ich glaube, Bacot auf dem richtigen Wege zur Deutung dieses lange Zeit unverständlichen Begriffes. In Indien ist diese Art magischer Fertigkeit, wie auch Bacot angibt, schon lange bekannt (Vikrama-Erzählungen) und die Geschichte vom Vogel Nīlakaṇṭha (mgrin.sṅon.zla.bai.rtogs.brjod), die in dieselbe Gruppe gehört, ist aus diesem Grunde dem Buche in Text (S. 108—115, tibet. Übers.) und Übersetzung (S. 63—71) beigefügt worden. Auch hier liegt eine Holzblockdruckausgabe zugrunde.

Die von dem Herrn Übersetzer geleistete Arbeit ist sehr gründlich und in bezug auf die Richtigkeit der Übersetzung um so zuverlässiger anzusehen, als der Tibeter Mthar.phyin (Tharchin), in Kalimpong, an der Interpretation schwieriger Stellen beteiligt ist.

Ostasien.

Chiu, Chang-Kong: **Die Kultur der Miao-Tse.** Nach älteren chinesischen Quellen. Hamburg: in Komm. b. Friederichsen, de Gruyter & Co. 1937. (33 S.,

41 Taf.) 4° = Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg XVIII. RM 12 —. Bespr. von Fr. Jäger, Hamburg.

Die Geschichte der chinesischen Literatur berichtet von zahlreichen Versuchen, fremde Volksstämme, ihre Trachten, Werkzeuge, Sitten und Gebräuche im Bilde darzustellen. Zu den bekanntesten Beispielen dieser Literaturgattung gehören die sog. Miaotse-Albums; es sind das illustrierte, meist in Aquarellfarben ausgeführte und von beschreibenden Texten begleitete Darstellungen der verschiedenen Miaotse-Stämme sowie anderer nichtchinesischer Völkergruppen im südwestlichen China wie z. B. der Lolo, K'i-lao usw. Die Häufigkeit dieser Miaotse-Alben, deren Wert im allgemeinen mehr auf ethnographischem als auf künstlerischem Gebiet liegen dürfte, erklärt sich wohl daraus, daß die chinesischen Beamten, die ihr Beruf in nähere Verbindung mit jenen Eingeborenenstämmen brachte, nach Ablauf ihrer Amtszeit sich solche Alben zur Erinnerung anfertigen ließen. Dabei zeigen die einzelnen Exemplare, sowohl hinsichtlich der Texte wie der Illustrationen, nur geringe Unterschiede, so daß die Vermutung berechtigt erscheint, daß die verschiedenen Alben im wesentlichen auf einen Archetypus zurückgehen. Eines der wertvollsten Exemplare nun ist unstreitig jenes, das der bekannte Sinologe Fr. Hirth i. J. 1890 der Bibliothek seiner Vaterstadt Gotha als Geschenk überließ. Es ist deshalb lebhaft zu begrüßen, daß der Verfasser der anzuzeigenden Schrift es unternommen hat, gerade das Gothaer Miaotse-Album zu edieren und die darin enthaltenen Beschreibungen der verschiedenen Stämme in Übersetzung wiederzugeben. Die drucktechnische Ausstattung der Arbeit verdient, wenn natürlich auch die Bilder nicht farbig reproduziert werden konnten, alles Lob. Die Übersetzung der fast durchweg in schwer lesbarer Kursivschrift geschriebenen Texte, die inhaltlich mit den sonst bekannten Beschreibungen mehr oder weniger übereinstimmen, ist philologisch einwandfrei. Dagegen hat sich der Verfasser in seiner „Geschichte und Kritik der Quellen" überschriebenen Einleitung (S. 5—8) die Sache wohl etwas zu leicht gemacht; hier hätte meiner Ansicht nach sowohl die Geschichte der Miaotse-Alben genauer verfolgt, wie die Eigenart der chinesischen Ethnographie besser herausgearbeitet werden können. Die bereits i. J. 1930 als völkerkundliche Dissertation eingereichte Arbeit Chius enthielt ursprünglich noch eine systematische Darstellung der Miaotse-Kultur; wenn dieser Teil bei der soviel später erfolgten Drucklegung weggelassen wurde, so geschah das deshalb, weil er inhaltlich durch die Ergebnisse der in den letzten Jahren von chinesischer Seite ausgeführten Forschungsreisen stark überholt und eine weitgehende Umarbeitung der Dissertation unmöglich war. Vielleicht wäre ein dementsprechender Vermerk, wie ihn die Dissertation auf der Rückseite des Titelblattes trägt, auch auf den als Museumsveröffentlichung erscheinenden Exemplaren angebracht gewesen. Die vorliegende Bearbeitung des Gothaer Miaotse-Albums hat jedenfalls ein für die Völkerkunde Südwestchinas wichtiges „Quellenwerk" erschlossen, das gleichzeitig charakteristisch für die Eigenart der chinesischen Ethnographie ist. Wie nämlich die ganze ältere Wissenschaft der Chinesen sich auf ein Sammeln und Nebeneinanderstellen von Tatsachen beschränkt, ohne zu einer Subsumierung der Einzelheiten unter allgemeine Gesichtspunkte fortzuschreiten, so ist auch die chinesische Völkerkunde in der Anhäufung von Stoffmassen steckengeblieben, hat es aber nicht verstanden, ein brauchbares Klassifikationsprinzip zu entwickeln und z. B. das Durcheinander jener zahllosen Volksstämme im Südwesten unter dem Gesichtspunkt der Sprachverwandtschaft oder der Rassenzugehörigkeit zu betrachten und so zu entwirren.

Hackin, J., Sirén, Osvald, Warner, Langdon, und Paul Pelliot: Studies in Chinese Art and some Indian Influences. (Lectures delivered in connection with the International Exhibition of Chinese Art at the Royal Academy of Arts.) With a Foreword by Sir William Llewellyn, P. R. A. London: The India Society [o. J.]. (VIII, 64 S., 8 Abb. auf V Taf., 50 Abb. auf XIII Taf. und 27 Abb. auf XVIII Taf. und 19 Abb. auf VIII Taf.) 4°. 21 s. Bespr. von Ludwig Bachhofer, Chicago.

Dies Buch mit dem merkwürdig vagen Titel ist aus vier Vorträgen entstanden, die anläßlich der Ausstellung chinesischer Kunst in London 1935—36 gehalten worden waren.

Joseph Hackin, der Direktor des Musée Guimet in Paris und Leiter der Délégation Archéologique Française en Afghanistan, sprach über „Buddhist Art in Central Asia: Indian, Iranian and Chinese Influences (from Bāmiyān to Turfān)." Der Beitrag stellt eine gedrängte Zusammenfassung unserer Kenntnisse über die Ausbreitung buddhistischer Kunst von Nordwestindien aus über die nördliche und die südliche Straße von Zentralasien nach China dar. Hackin geht von Bāmiyān in Afghanistan aus; es versteht sich, daß seine Ausführungen darüber das meiste Gewicht haben, da er ja jahrelang dort erfolgreich gearbeitet hatte; sie stimmen mit denen überein, die in den beiden

Bänden der „Mémoires de la DAFA", die Bāmiyān gewidmet sind (Les Antiquités bouddhiques de Bāmiyān, Paris 1928, und Nouvelles Recherches archéologiques à Bāmiyān, Paris 1933), vorgebracht worden waren.

Liest man den Passus, in dem von den ältesten Höhlen in B. gesprochen wird, so muß einem auffallen, daß er in denselben Worten gehalten ist wie der Satz, mit dem die Lage der Höhlengruppe F in den Nouvelles Recherches, S .25, beschrieben wurde: „am Fuße des Felshanges östlich des Buddhas von 35 m." Liest man weiter, so stellt sich bald heraus, daß nicht die Gruppe F, sondern die Höhle G gemeint sein muß, eine Unklarheit, die durch die Beifügung des entsprechenden Buchstabens leicht hätte vermieden werden können.

Höhle G zeigt die gleichen konstruktiven Züge wie einige Höhlen der Gruppen A und B, nämlich die Überkuppelung eines quadratischen Raumes mit Hilfe von Trompen. Da im Dekor jeglicher Einfluß sassanidischer Kunst fehlt, wird der ganze Komplex ins 2.—3. Jh. n. Chr. gesetzt.

Der iranische Einfluß mache sich nämlich bald nach dem Aufstieg der Sassaniden bemerkbar, zuerst nur in kleinen Ornamentmotiven, wie Eberköpfen, Taubenpaaren und ähnlichem in Medaillons (1. Phase: Ende des 3. bis Anfang des 4. Jh.), dann aber werde das Figürliche davon erfaßt: das bedeutsamste Beispiel sei der Mondgott im Nischenscheitel des 35 m-Buddhas (2. Phase: 2. Hälfte des 4. Jh.). Aus diesen Werken, die ganz von der sassanidischen Malerei abhingen, entwickle sich später, im 6.—7. Jh., ein lokaler Stil, gekennzeichnet durch einen Überfluß an Beiwerk, wie Hals- und Armbändern, Anhängern, Reliquientaschen. Nach dem Sturz der Sassaniden begänne in der 2. Hälfte des 7. Jh.s der iranische Einfluß ab-, und der Indiens zuzunehmen: der Beweis dafür liege in der Konfiguration im Nischenscheitel des 53 m-Buddhas.

Darnach erstreckte sich die künstlerische Tätigkeit in Bāmiyān über eine ziemlich lange Zeit. Es ist interessant, daneben die Ansicht Benjamin Rowlands in „The Wall-Paintings of India, Central Asia and Ceylon", Boston 1938, zu halten: Rowland datiert dort den Komplex um den Buddha von 35 m ans Ende des 6. oder den Anfang des 7. Jh.s (l. c., S. 57), und kommt dann, auf Grund einer wichtigen Beobachtung, daß nämlich auf der Nischenrückwand des 35 m-Buddhas Buddhafiguren unter Bodhibäumen dargestellt sind, die im Stil identisch sind mit denen in der Nische des 53 m-Buddhas, zu dem Schluß, daß die Malereien um die großen Kolosse mehr oder minder gleichzeitig mit den Bildern sein müssen, die sich um den kleineren Buddha gruppieren. Anders ausgedrückt, daß sich iranischer und indischer Einfluß nicht ablösen, sondern zur selben Zeit wirksam seien (ibid., S. 71).

Ich habe an anderer Stelle anläßlich der Besprechung des Rowlandschen Buches (im Art Bulletin, XX, 1938, S. 230ff.) nachgewiesen, daß sich die späte Datierung Rowlands nicht halten läßt; die Frage nach dem Neben- oder Nacheinander der Stile wird sich nur von der Architektur her beantworten lassen, wenn einmal die Verbindung eines bestimmten Stiles der Malerei mit einem bestimmten architektonischen Stil hergestellt ist. Im Rahmen einer Buchbesprechung kann eine solche, ziemlich ausgedehnte und umständliche Untersuchung nicht durchgeführt werden.

Die Ausführungen über die Kunst der nördlichen und der südlichen Karawanenstraße Zentralasiens enthalten einige sehr wertvolle Beobachtungen. Schade, daß kaum Hinweise auf Quellen gegeben sind und das Bildmaterial allzu knapp gehalten wurde.

Ganz ausgezeichnet, voll fruchtbarer Ideen und solide unterbaut, ist der Artikel Osvald Siréns über „Indian and other Influences in Chinese Sculpture." Der Schwerpunkt dieser Arbeit scheint mir in den Bemerkungen über die Plastik vor und während der Handynastien zu liegen und über ihr Weiterleben — in der Gestalt von Löwen und greifenähnlichen Chimären als Grabwächter — in der Zeit, als südasiatische Ideen, vom Buddhismus ins Land gebracht, eine neue Ära der chinesischen Kunst ins Leben gerufen hatten. Sirén glaubt eine Quelle jener Tierplastik in der hettitischen Kunst und ihren Vermittler in den Nomadenvölkern Asiens gefunden zu haben; dies sei der „nördliche Strom" gewesen, der vielleicht schon im 6.—5 Jh. v. Chr. in China angekommen sei; dem folgte ein „südlicher Strom", der seinen Ausgang von der assyrisch-babylonischen Kunst genommen, und, über Iran und Baktrien, China erst verhältnismäßig spät, zur Hanzeit, erreicht habe. Es war offenbar das Ungeschlachte, Blockartige der Form, wo Front- und Seitenansichten in harten Winkeln zueinander stehen, das sich an Werken wie dem Pferd vom Grab des Ho Ch'ü-ping (cc. 117 v. Chr.) und dem Löwen vom Wugrab (147 A. D.), wie auch an dem Löwen von Sinjerli und dem nach Babylon verschleppten beobachten läßt, was Sirén auf seine Theorie vom „nördlichen Strom" brachte. Aber läßt sich dies Phänomen nicht auch anders erklären? 800, oder

gar 1200 Jahre sind eine Zeitspanne, über die man sich nicht so ohne weiteres hinwegsetzen kann. Auf der anderen Seite zeigen sich am Löwen von Wu Liang-tzŭ und dem der Sammlung Worch ein paar formale Eigentümlichkeiten, die um so auffälliger sind, als, wie Sirén betont, dieses Tier in China unbekannt war: der Ansatz der Mähne rahmt das Gesicht als ein kräftiger Wulst; und dann ist das Maul, von der Seite gesehen, fast quadratisch, mit tief herabgezogenen, eckigen Mundwinkeln. Dieser Zug stellt sich als eine Übertreibung griechischer und hellenistischer Formulierungen dar, die übrigens fast identisch an den Löwen aus Chunār, aus der Zeit Aśokas, in Indien zu sehen ist; der wulstförmige Mähnenansatz geht jedoch zweifellos auf Löwendarstellungen des achämenidischen Persiens zurück, die ihrerseits wieder diese Eigentümlichkeit von älteren assyrischen Werken übernommen hatten.

Der Gedanke Löwen als Wächter aufzustellen, ist sicher uraltes vorderasiatisches Gut, die eben erwähnten Züge lassen aber vermuten, daß auch er über die „südliche" Route Siréns nach dem Fernen Osten gekommen sei. Das Blockartige, Harte und Unausgeglichene der Form wird sich besser mit dem Hinweis auf die noch ganz undifferenzierte Anschauung erklären lassen, denn Monumentalplastik war damals in China, der Idee und der Sache nach, etwas ganz Neues.

Die anderen Beobachtungen Siréns über die Ausstrahlung iranisch-baktrischer Werke sind hervorragend, sie werfen zum ersten Male Licht auf einige bisher schwer deutbare Erscheinungen in der plastischen Kunst der Hanzeit.

Mit dem Eindringen des Buddhismus wurde China mit vorher unbekannten Ideen über die Aufgabe der bildenden Kunst, vor allem der Skulptur, bekannt gemacht: Dienst am Überirdischen, mit der menschlichen Figur als Hauptthema. Siréns Ausführungen über die Geschichte der buddhistischen Plastik in China decken sich im großen Ganzen mit denen, die ich vor einigen Jahren in der Ostasiatischen Zeitschrift veröffentlicht habe.

Der Aufsatz Pelliots über die „Königsgräber von An-yang" ist etwas ausführlicher gehalten als der Bericht, den der gleiche Autor unter dem gleichen Titel in den Harvard Tercentenary Publications, „Independence, Convergence and Borrowing", Cambridge (Mass.) 1937, S. 263ff. publiziert hatte; vor allem wird man für die größere Anzahl der Abbildungen dankbar sein.

Die „Königsgräber" liegen bei Hou-chia-chuang, nordwestlich von Hsiao-t'un, das wieder 5 km nordwestlich von An-yang liegt, das den Namen für die Funde in der gesamten weiteren Umgebung hergegeben hat. Anlage und Bestattungssitten sind inzwischen allgemein bekannt geworden, so daß sich eine Wiederholung hier erübrigt. Hochwichtig sind die Waffen, die meist in den abschüssigen Einfahrten zu den Gräbern gefunden wurden, wie die zweiösigen Speerspitzen, von denen eine abgebildet ist, und der Helm mit der T'ao-t'ieh-maske auf der Stirnfläche und dem breiten Wangenschutz. Schade, daß ein Bronzerhyton, der in einen gehörnten Tierkopf endigt, und von Pelliot in Harvard gezeigt worden war, weder in der dort erschienenen Veröffentlichung, noch hier abgebildet wurde.

Die vier Bronzegefäße zeigen kein sehr ausgeprägtes T'ao-t'ieh, auch ist der Dekor ganz flach, ohne plastische Erhebung gehalten. Interessant, daß das Ku (Fig. 9) im Stil ganz und gar dem entspricht, das Bishof Wite aus seinem „Elefantengrab" erhalten hat, und das sich nun in Toronto befindet. Die Tierfiguren aus Stein: Eule, Frosch, Schildkröten und T'ao-t'ieh (?), sind erschreckend barbarisch, wie fast alle Erzeugnisse der Shangkunst. Diese spärlichen, und ihrer Natur nach mehr oder weniger zufälligen Nachrichten und Abbildungen werden wohl für lange Zeit das Einzige sein, was über diese wichtigen Ausgrabungen bei An-yang in Erfahrung gebracht werden kann.

Diesen drei interessanten Beiträgen, deren jeder in seiner Art wertvoll ist, ist noch ein vierter zugeteilt, von Langdon Warner, mit dem Titel „An Approach to Chinese Sculpture."

Kuno, Yoshi S.: **Japanese Expansion on the Asiatic Continent.** A Study in the History of Japan with Special Reference to Her International Relations with China, Korea, and Russia. Volume I. Berkeley (California): University of California Press 1937. (XVIII, 373 S., 3 Abb., 2 Ktn.) gr. 8°. $ 4 —.

Reischauer, Robert Karl: **Early Japanese History** (c. 40 B. C.—A. D. 1167). Princeton: Princeton University Press; London: Oxford University Press 1937. (Part A: XIII, 405 S.; Part B: V, 249 S.) gr. 8°. 35 s. Bespr. von M. Ramming, Berlin.

Anläßlich der Besprechung einer Veröffentlichung der Zentralstelle für fernöstliche Studien in der Kongreßbibliothek zu Washington hat Professor O. Franke vor nicht so langer Zeit (OLZ 1937, Nr. 12) darauf hingewiesen, daß in Amerika sich der Sinn für ernste sinologische Arbeit in überraschendem Maße regt. Das Erscheinen der hier angezeigten zwei wichtigen Arbeiten über japanische Geschichte ist

ein Beweis dafür, daß dort nicht nur von den Vertretern der Sinologie vollwertige Arbeit geleistet wird, sondern daß auch auf dem Gebiet der Japanologie, einer im Vergleich zur Sinologie noch jungen Disziplin, bereits Achtung gebietende Erfolge erzielt werden. Dabei sind beide erwähnten Arbeiten nicht etwa aktuellen Tagesproblemen gewidmet, mit denen man immer ein größeres Publikum interessieren kann, — im Gegenteil: es werden in ihnen Ereignisse aus der alten japanischen Geschichte behandelt, in dem einen Werk dazu noch in Form einer trockenen chronologischen Aufzählung. Wenn sich Verf. und Herausgeber in beiden Fällen trotzdem zu der Veröffentlichung entschließen durften, so müssen sie die Gewähr gehabt haben, daß es unter den angeblich so nüchtern gesinnten Amerikanern genügend viele Menschen gibt, die — um Reischauers Worte zu gebrauchen — "are sufficiently interested in the history of Japan to desire *fairly detailed* information . . ."

Besonders das Erscheinen der Arbeit von Yoshi S. Kuno, ehemals Chairman of the Department of Oriental Languages in the University of California, darf geradezu als ein Ereignis auf dem Gebiete der modernen Japanforschung bezeichnet werden, denn m. W. hat es bisher noch keine Geschichte der Beziehungen Japans zu den Ländern auf dem Kontinent gegeben, in der die Ergebnisse eines, wie man sofort sieht, sehr eingehenden Studiums nicht nur der japanischen sondern auch der chinesischen Quellenwerke in so außerordentlich klarer und eindrucksvoller Weise zur Darstellung gebracht worden sind. Wer diese glänzend geschriebene historische Untersuchung zu lesen beginnt, wird wie bei einem spannenden Roman das Buch nicht aus der Hand legen, bis er damit fertig ist. Es ist eines jener seltenen Bücher, die auch dem Fachmann das Bekenntnis abzwingen werden, wie wenig wir, im Grunde genommen, doch wissen über viele hochwichtige Vorgänge im Leben selbst derjenigen Völker, die wie die Chinesen und Japaner, in der Geschichte der Menschheit keine unerhebliche Rolle gespielt haben. In der Art, wie Kuno auf nur 178 Seiten nicht nur den Verlauf der Beziehungen Japans zu Korea und China angefangen von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 16. Jh.s übersichtlich zu schildern versteht, sondern darüber hinaus auch außerordentlich wertvolle Einblicke in die damaligen innerpolitischen Verhältnisse des Inselreiches gewährt, zeigt sich eine wahrhaft virtuose Beherrschung des behandelten Stoffes. Weitere 194 Seiten — also mehr als der monographische Haupttext — sind Anmerkungen mit Literaturangaben, ausführlichen Kommentaren und Auszügen aus japanischen, chinesischen und koreanischen Annalen sowie Anmerkungen zu diesem Quellenmaterial nebst einer vorzüglichen Bibliographie und einem eingehenden Index gewidmet, die, zusammengenommen, demjenigen, der weiter forschen will, eine wirklich brauchbare Anleitung zum Studium zu geben imstande sind. Außerordentlich angenehm berührt einen, daß der Verf. in sehr freimütiger und objektiver Weise über Ereignisse berichtet und urteilt, die sonst in japanischen historischen Arbeiten zuweilen ganz mit Schweigen übergangen oder etwas einseitig beleuchtet werden. Dank dieser Objektivität wird sein Beitrag zur Geschichte der auswärtigen Beziehungen Japans bestimmt Eindruck auf den Leser machen und überzeugender wirken als alle Propagandaliteratur. Mit Genugtuung erfährt man, daß ein zweiter Band, in dem die geschichtlichen Ereignisse bis zur Mitte des 19. Jh.s fortgeführt werden sollen, bereits so gut wie fertiggestellt ist und daß ein dritter Band folgen wird, der mit "Japan's self-establishment in Manchuria in 1932 and her preparation to make North China her new field of operation" schließen soll. Man kann das Northeastern Seminar der California-Universität zu dieser ersten Frucht seiner 1931 begonnenen Arbeiten nur beglückwünschen und darf zugleich der Hoffnung Ausdruck geben, daß auch die übrigen geplanten oder ihrer Veröffentlichung schon entgegensehenden Arbeiten auf dem gleichen Niveau stehen werden wie die vorliegende.

Ganz anders geartet ist die zweite Arbeit. Obgleich sie in ihrer annalistischen Form kaum als besonders unterhaltende Lektüre bezeichnet werden darf — eine Ausnahme bildet nur das 76 Seiten umfassende Kapitel "An Outline of Early Japanese History" — ist ihre Bedeutung für die Erforschung der japanischen Geschichte durch nichtjapanische Gelehrte vielleicht noch größer als Kunos Monographie. Wie aus dem Vorwort zum Buch hervorgeht, haben sowohl das Harvard-Yenching Institute und das General Education Board als auch der American Council of Learned Societies in großzügiger Weise das Unternehmen unterstützt, indem sie Mittel zu seiner Durchführung in ausreichendem Maße zur Verfügung stellten. Daß Aufwendungen dieser Art sich überraschend schnell bezahlt machen, beweist wieder einmal das Erscheinen dieses streng wissenschaftlichen, zugleich aber auch eminent praktischen Handbuches. Von Einzelpersonen, denen der Verf.

zu besonderem Dank verpflichtet ist, werden Sir George Sansom von der Britischen Botschaft in Tôkyô, Professor M. Anesaki von der Kais. Universität in Tôkyô und Dr. Arthur Hummel, der Leiter der fernöstlichen Abteilung der Library of Congress zu Washington genannt.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, nach dem Vorbild der in Japan Nempyô genannten Tabellen die wichtigeren Ereignisse der japanischen Geschichte (zunächst bis zum Jahre 1167) in chronologischer Reihenfolge aufzuzählen. Diese durchaus nicht leichte, vor allen Dingen auch außerordentliche Ausdauer und große Akribie erfordernde Aufgabe ist in mustergültiger Weise gelöst worden. Die große Begabung des noch sehr jungen Verf. zeigt sich schon in der weisen Beschränkung, die er sich in vieler Hinsicht auferlegt hat. Er versucht z. B. nicht, japanische Höchstleistungen zu überbieten, sondern läßt sich, soweit dieses mit seinen Auffassungen in Einklang zu bringen ist, bereitwillig von seinen Vorgängern leiten. So macht er sich bei der Periodeneinteilung ohne weiteres Professor Kuroitas sinnreiche Methode der "transitional or overlapping periods" zu eigen, ebenso wie er bei der Auswahl der aufzunehmenden Ereignisse, bei der Datierung der Reichsgründung und überhaupt in der Chronologie der ältesten Zeit sich an die neuesten Forschungsergebnisse der japanischen Historiker hält, denen es auf dem Wege höchst umständlicher Vergleiche der Jahreszyklen der chinesischen, koreanischen und japanischen Geschichtswerke heute schon gelungen ist, für Japan eine Chronologie zu rekonstruieren, die mehr oder weniger mit den Angaben der Annalen seiner Nachbarländer übereinstimmt. Die Zeit bis zum Jahr 707 behandelt der Verf. weniger ausführlich, einmal, weil die Chronologie der ältesten Zeit, wie gesagt, sehr ungewiß ist, vor allem aber auch, weil die wichtigsten Quellenwerke für jene Periode bereits in vollständigen Übersetzungen vorliegen. Band 2 des Werkes ist zunächst als provisorischer Index gedacht und infolgedessen auch nur photomechanisch reproduziert worden. Er enthält eine Bibliographie, Karten und Skizzen, genealogische Tabellen und Verzeichnisse der buddhistischen Sekten, einen Index der chinesischen Zeichen mit japanischen Äquivalenten und schließlich auf S. 88—248 einen ausführlichen Index zu Band 1. Sollte das Werk Anklang finden — und das wird bestimmt der Fall sein — so wird die Aufzählung der Ereignisse vom Jahre 1167 bis auf die Gegenwart fortgeführt werden. Nachträglich könnten dann die provisorischen Indizes mit den kurzen Erklärungen und Anmerkungen, die sie enthalten, zu einem regelrechten historischen Lexikon ausgebaut werden, das gegebenenfalls im gewöhnlichen Druckverfahren vervielfältigt erscheinen würde, obgleich eigentlich auch schon die provisorische Ausgabe allen Ansprüchen genügt.

Gewöhnlich läßt einen erst die Erfahrung erkennen, welche Bedeutung als praktisches Hilfsmittel ein Nachschlagwerk dieser Art hat. In diesem Falle liegen jedoch die Vorzüge eines gut durchdachten Aufbauplanes, einer gewissenhaften Bearbeitung und geschickten Anordnung des Stoffes so klar zu Tage, daß man dem Verf. schon jetzt für seinen Beitrag zur Erforschung der Geschichte Japans warmen Dank aussprechen darf.

Afrikanistik.

Gutmann, Bruno: **Die Stammeslehren der Dschagga.** III. Band. München: C. H. Beck 1938. (XVIII, 662 S.) gr. 8° = Arbeiten zur Entwicklungspsychologie, hrsg. von F. Krueger, Band XIX. RM. 36 —. Bespr. von K. Roehl, Königswinter.

Wo immer Interesse für tiefschürfende Arbeiten auf völkerkundlichem Gebiet vorhanden ist, wird man den 3. und letzten Band von Gutmanns „Stammeslehren der Dschagga" mit dankbarer Freude begrüßt haben; er ist die Krone des ganze Werkes, nicht nur insofern, als er den Abschluß desselben bildet, sondern in viel höherem Sinne dadurch, daß er uns das völkische Denken der Dschagga erschließt und dadurch seine das Leben jedes einzelnen durchwaltende und gestaltende Kraft verdeutlicht.

Nachdem Band I in den der Beschneidung vorangehenden „Lehren" und im „Haingang", Band II in den „Vorlehren" und „Lagerlehren" dargestellt hat, wie den jungen Leuten die ganze Fülle der praktischen Lebensweisheit ihres Volkes in monatelangem Unterricht und durch allerlei zum Teil recht harte, aber den Körper und die Willenskraft stählende Übungen vermittelt wird, führt Band III durch die „Hochzeitslehren" in das Zentrum der Lebensanschauung der Dschagga, indem er aufzeigt, was Kern und Stern all ihres Denkens, Fühlens und Arbeitens ist, was ihr Leben ihnen lebenswert und dadurch überhaupt erst zum Leben macht: die Zeugung von Kindern, durch welche man nicht nur die Sippe erhält und mehrt, sondern auch den Hof „fortlängt".

Auch dieser Band enthält 2 Teile: die „Hochzeitslehren" und die zahlreichen mit ihnen verbundenen symbolischen Handlungen beim Eheschluß (S. 1—540), und „die große Hochzeit",

welche etwa 2 Monate vor der erwarteten Niederkunft gehalten wird, deren Herzstück die Bedeckung der Brüste der jungen Frau mit einem besonders vorbereiteten Ledergewande ist (S. 541—648). Den Schluß des Ganzen bildet ein zusammenfassendes Wort des Herausgebers, Prof. F. Krueger (S. 649—662), das eine treffliche Würdigung der Arbeit von D. Dr. Gutmann enthält, der jeder, der das ganze Werk durchgearbeitet hat, zustimmen wird. Wie in den beiden ersten Bänden sind auch hier alle Lehren in der Dschaggasprache aufgezeichnet und dann in freier deutscher Übersetzung wiedergegeben, die auf den Tenor der Originaltexte abgestimmt ist, worin noch ein besonderer Wert des ganzen Werkes liegt, denn einmal wird es eine auch in sprachlicher Beziehung wertvolle Gabe an die wissenschaftliche Welt, und zum andern ist es eine unerschöpfliche Fundgrube für spätere Geschlechter des Dschaggavolkes.

Der äußere Hergang bei der Erteilung der „Hochzeitslehren" ist überall der gleiche: Das junge Paar wird entweder getrennt oder gemeinsam von einem männlichen und weiblichen Lehrbeistand sowie von einem Lehralten und einer Lehralten an den bestimmten, dafür vorgesehenen und hergerichteten Plätzen unterwiesen, und zwar eröffnet jedesmal der, bzw. die Lehralte mit einem ohne weiteres nicht verständlichen, weil mit vielen merkwürdigen Gleichnissen durchsetzten Gesang, den dann der Lehrbeistand erklärt. Bei den mancherlei Zeremonien wirken noch andere Respektspersonen mit, während die eigentliche Hochzeitsgesellschaft, abgesehen vom Trinken und Essen, sich an dem Hergang der Feiern, soweit sie öffentlich sind, nur durch Tanzen und Wiederholen verschiedener Refrains beteiligt. Wie außerordentlich reich und vielseitig die „Hochzeitslehren" sind, kann hier nur angedeutet werden:

Daß der Einzelmensch als solcher nichts bedeutet, daß er nur als Glied seiner Sippe Mensch im vollen Sinne des Wortes ist, schimmerte schon in den „Lehren" der beiden ersten Bände durch; hier in den „Hochzeitslehren" wird das den werdenden Eheleuten geradezu eingehämmert durch immer neue Gleichnisse und Ermahnungen, welche letzteren sich gegen die besonderen Schwächen und Sünden der Dschagga wenden: Der junge Mann wie die junge Frau sollen bei ihrem Reden und Tun nicht nur an sich, sondern vor allem an das erwartete Kind, an die Sippe, an den Hof und seine „Längung" denken, auch aufeinander alle gebührende Rücksicht nehmen, z. B. sich ängstlich vor abträglichen Schicksalsverkettungen hüten, Neidingen ja keine Gelegenheit oder gar Anlaß zu irgendeiner Betätigung auf dem Hofe geben, sich vor dem Geiz in jeder Form hüten, besonders niemals Fremden Speise und Trank verweigern, die Nachbarschaft mit aller Freundlichkeit pflegen, vor Horchern und Schleichern sorgsam auf der Hut sein, vor allen Dingen aber den Eltern und Schwiegereltern, weil man ihnen doch das Leben verdankt, stets mit aller Ehrfurcht und Ehrerbietung begegenen, zumal von ihrem Wohlwollen das Gedeihen von Haus und Hof weitgehend abhängt, denn auch im Dschaggaland baut des Vaters Segen Häuser, während der Mutter Fluch sie niederreißt, „den Hof zerspellt". Besonders eindringlich werden die jungen Leute ermahnt, auf die Wahrung des Friedens im Hause bei Tag und bei Nacht bedacht zu sein durch Ertragen der Schwächen des anderen. „Bereitet euch selber nicht Trübsal, schmiegt und schmeidigt euch dem Zuhause": Der Mann soll ja nicht ungeduldig werden, wenn die Frau in der Schwangerschaft allerlei Sonderwünsche hat, denn diese kommen nicht aus ihrem Herzen, sondern gehen auf diesbezügliches Verlangen des Kindes im Leibe zurück. Für diese ganze Zeit wird dem Mann hilfreiches und liebevolles Eintreten für die Frau zur Pflicht gemacht, sogar spezielle Frauenarbeiten soll er dann leisten: „Schickt dich die Frau nach Wasser, so geh! Braucht sie ein Brennholz, so verschaffe es ihr!" Ähnlich wird der Frau eine fürsorgliche Behandlung des Mannes empfohlen; selbst wenn er sich betrinkt, soll sie Geduld mit ihm haben, obwohl „Trunkenheit Dummheit ist"; „gehorchst du dem, was der Eheherr sagt, so wird das Heimwesen einen festen Stand gewinnen und vom Leben ertönen". Zwischendurch kommen dann wieder sehr strenge Verwarnungen, z. B. wegen etwaiger gegenseitiger Bloßstellungen, denn „Bloßstellung bedeutet Verleumdung und Schande". Immer wieder wird vor dem Zorn gewarnt, weil „seine Scheltworte die Herdsteine umstoßen".

Alle diese Ermahnungen und Verwarnungen, so vielen Raum sie auch einnehmen, sind jedoch nur Beiwerk, die Hauptsache bei den „Hochzeitslehren" ist die eheliche Aufgabe und die ehelichen Pflichten. Nur ein Beispiel:

> Die Altmutter sagt: Er schmerzt. Dazu der Lehrbeistand zur Jungmutter: Wenn sie dir sagt: Er schmerzt, möge er vergehen, so ist das der Speer, den dir der Ehemann eingestoßen hat. Trage ihn recht behutsam. Es kommt die Zeit, da bereitet er Schmerz. Schau an, hier ist der Krieg der Frauen, der

bereitet Schmerz wie der Speer dem Mann. Hast du dich zusammengenommen und deinen Kampf wacker zu Ende gekämpft, so kommt das Kindlein zur Erde, wird aufgenommen und in den Schoß gelegt. Bist du damit durchgekommen, so speichele zum Himmelsmenschen empor und sprich: Dank dir, o Häuptling, du hast mich wohl geleitet und mir dieses Leben erhalten! Der Herr war gegenwärtig!

Daneben soll sich der kriegerische Sinn in dem festen Ergreifen der Hacke und gründlicher Bearbeitung der Felder auswirken, damit der Hof ausreichend „bestockt" werden könne. Dabei sollen Mann und Frau es sich immer gegenwärtig halten: „Ein Kind ist ein Wesen der Sorge, es macht Not", darum sagt man mit Recht: „Hochzeit ist große Plage", diese erfordert entschlossenen gemeinsamen Kampf von Mann und Frau, bis die Nöte endgültig überwunden sind.

Wie bei den meisten Völkern die Geburt eines Kindes mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben ist, man über sie vor und zu Kindern nur mit Verschleierung des wirklichen Herganges redet, wie wir Deutsche ihn in das Märchen vom Storch gekleidet haben, so ist das auch bei den Dschagga. Dem kriegerischen Grundzug ihres Wesens entspricht auch ihr diesbezügliches Kindermärchen:

Die Altmütter pflegen den kleinen Kindern zu sagen: In den Urwald gehen wir zur Honigbutte. Mit den Elefanten schlagen wir uns dort herum und nehmen ihnen das Kindlein ab; das bringen wir der jungen Frau, damit sie es uns säugen helfe. Fragt dich dann ein Kind: Vom Urwalde her wird das Kind geholt? so sprich zu ihm: Gewiß doch! Die Altmütter kämpfen mit den Elefanten, der Himmelsmensch hilft ihnen, sie fertigen die Elefanten ab, eilen davon und bringen das Kind.

Daß im übrigen in diesen „Hochzeitslehren" eines Naturvolkes der natürliche Hergang der Zeugung ohne jede Prüderie in den Gesängen und Erklärungen erläutert wird, ist eine Selbstverständlichkeit. Was uns dabei in Erstaunen setzt und Achtung abzwingt, ist die Ehrfurcht, mit welcher von dem Werden des Kindes im Mutterleibe gesprochen wird, das, so natürlich alles dabei zugeht, letzten Endes doch mit der Vernunft allein nicht zu erfassen ist und darum von den Dschagga auf den Himmelsmenschen (Gott) zurückgeführt wird, zu dem immer wieder zu beten die jungen Eheleute deswegen mit allem Ernst angehalten werden. Es ist das insofern beachtenswert, als die meisten Völker Afrikas in solchen Fällen nicht zu Gott, sondern zu den Geistern der Ahnen zu beten pflegen. Von hier aus ist es zu verstehen, daß bei allen symbolischen Handlungen, Tänzen, Gesängen und Belehrungen darauf geachtet wird, daß das Brautpaar so sitzt oder steht, daß sie auf das schneeige Haupt des Kilimandscharo, den Kibo, sehen, der ihnen als eine Art Verkörperung des Gottmenschen erscheint, der darum in den Gebeten oft genug direkt angeredet wird, wie in dem täglichen Morgengebet, das dem jungen Ehemann Gesetz werden soll, denn es wird ihm aufgetragen:

Du selber sollst den ersten Gang ins Freie tun. Und trittst du früh ins Freie, sollst du nach dem Kibo schauen. Für viele Tage ist es wichtig, daß du gen Himmel speichelst und dazu sprichst: Oh pö pö pö pö, du mein Himmelsmensch, Häuptling, der du den Nachwuchs zeugest, und aller Nachwuchs kommt von dir, ich bitte dich, mache mich groß, laß mich erstarken gleich dem Kibo.

Oh pö pö pö pö, laß mich einen Schößling gewinnen, wie der Kibo im Mawensi einen Schößling gewann. Darum stelle ich mich ihm zum Morgengruß mit dem Angesichte gegenüber. Mein Herr bist du. Du wirst mich solcherweise ans Ziel kommen lassen.

Solche kultisch nicht gebundenen Gebete sind in Afrika selten, aber sie kommen auch dort bei den verschiedensten Stämmen vor. Daß der Dschagga sich aus einem solchen Morgengebet ein tägliches Gesetz machen soll, dafür kenne ich keine Parallele und vermute, daß die große Furcht der Dschagga vor bösen Schicksalsverkettungen der innerste Grund dafür ist; aber es kann auch etwas anderes sein.

Wenn wir noch einmal auf das ganze Werk zurücksehen, so kann unser Schlußwort nur ein Wort des Dankes an den Verfasser sein, der mit echt deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit hier ein Werk geschaffen hat, dem, was Umfang und Zuverlässigkeit in der Erschließung urafrikanischen Volkstums anbelangt, in der Fachliteratur der Welt kaum ein zweites an die Seite gesetzt werden kann.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

L'Antiquité Classique VI (1937):

1 141—6 J. Duchesne-Guillemin, Antoine Meillet (Versuch einer Kennzeichnung seiner Leistungen als Sprachforscher). H. J.

Archiv für Religionswissenschaft 34 1937:

42—60 Pfister, Herakles und Christus (Der im einzelnen durchgeführte Vergleich soll zeigen, „daß es

sich hier um mehr als ein zufälliges Zusammentreffen und um typische Schilderungen handelt, sondern daß ein quellenmäßiger Zusammenhang bestehen muß, daß das älteste vor den Synoptikern liegende Evangelium von einer kynisch-stoischen Heraklesbiographie abhängig ist". Freilich läßt sich ein solches Evangelium nicht nachweisen). — 81—97 Hauer, Religion und Rasse (Ablehnung des Buchs von C. M. Schröder: Rasse und Religion). — 254—76 Denner, Weltalter, Stände und Herrschaft in Iran (Das mit dem Amešaspenta Xšathra vairya verbundene Metall ist nur ein materiell aufgefaßtes Xvarenah, das ursprünglich einmal auf drei Stände, das andere Mal auf drei aufeinanderfolgende Herrscher bezogen wurde). — 277—93 Glaser, Skythenkönige als Wächter beim heiligen Golde (Wenn Herodot IV, 7 erzählt, falls ein skythischer König, der an einem Fest das heilige Gold bewachen sollte, dabei einschlief, überlebe er das Ende des Jahres nicht, so werden ihm ursprünglich übernatürliche Kräfte zugeschrieben worden sein, die an seine Fähigkeit zu wachen gebunden seien, und wenn diese aufhörte, wurde er getötet). — 323—50 Lehmann, Der Beitrag der Völkerkunde zur Religionswissenschaft (Die Völkerkunde kann zwar nicht — sei es durch den Animismus, Präanimismus oder Hochgottglauben — den Ursprung der Religion aufzeigen, wohl aber bei Beantwortung der vier Fragen 1. nach der Bedeutung des Mythus für die Religion, 2. nach der Rolle des sexuell bestimmten Denkens in der Religion, 3. nach dem religiösen Führertum, 4. nach der religiösen Anlage mithelfen). — 351—71 Preuß, Wichtige Aufnahmen bei den Naturvölkern Amerikas zur Kenntnis der alten Kulturvölker (Nach eingehenden methodologischen Erörterungen werden von „Naturvölkern als Vorstufen der Hochkultur in Amerika" die Huichol und Kágaba behandelt, während gesunkenes Kulturgut bei den Manda-Indianern und namentlich den Pipil von El Salvador gefunden wird). — 371—7 Huth, Die Kulttore der Indogermanen (Daß durch solche Kriegerscharen sowohl bei Kriegsbeginn und -ende wie alljährlich am Neujahrsfest zogen, wird wie für Italiker und Germanen so auch für Inder nachgewiesen und deshalb schon für die Urindogermanen angenommen).

35 1938:

1/2 93—114 Preisker, Griechentum und Evangelium (Obwohl Galiläa zur Zeit Jesu kein reinjüdisches Land war, kam er doch vom Judentum her, bekämpfte aber pharisäische Frömmigkeit und jüdische Apokalyptik, ja trat zum Judentum überhaupt in Gegensatz und überwand es als ihm wesensfremd, während er mit griechischem und stoischem Geist Verwandtschaft zeigte). — 114—20 Kleinknecht, Orientalisierender Prädikationsstil im Griechischen? (Die wiederholte Nennung eines Gottesnamens zu Anfang der Verse findet sich, wie im Griechischen und Lateinischen, auch schon im Babylonischen). — 150—5 Paret, Die Kontinuität der ägyptischen Kultur als volkskundliches Problem (Besprechung der ägyptischen Volkskunde von Winkler, in der Ober-, besonders Südoberägypten als Rückzugsgebiet der altägyptischen Kultur erwiesen wird, sowie seines Buchs: Völker und Völkerbewegungen im vorgeschichtlichen Oberägypten, das aber ohne Bedeutung für die Religionsgeschichte ist).

Beiträge zur Religionswissenschaft der religionswissenschaftlichen Gesellschaft zu Stockholm. 171—3 Jensen, Zur Frage: Der ägyptische Horusmythus als literarisches Wandel- (Wander-?) Motiv (er wird auch in vita Adae et Evae 19ff. verwendet). Mitteilungen und Hinweise. 178f. Jirku, Gab es im Alten Testament einen Gott Molek (Melek)? (Die Frage wird im Gegensatz zu Eißfeldt bejaht).

Carl Clemen.

Berytus 3 1936:

1 1—30 C. Hopkins, Aspects of Parthian Art in the light of discoveries from Dura-Europos (S. 28: "The special contribution of the Parthians was the introduction of certain crude and naïve conventions in relation especially to horsemen, the establishment of the special Parthian costume and the fixing of a limited number of motifs into a hard and fast system, a cycle which survived long after the empire had passed away." S. 29f.: "It should be stated emphatically that Parthian art ..... affected more profoundly the art of the whole world for centuries than any other art before or since."). — 31—50 H. Stocks, Adoniskult in Nordafrika (sucht die rätselhaften Inschriften CIS I, 177 und 166 mit Hilfe klassischer Nachrichten, des A. T., der Ras Schamra-Texte und an-Nadīm auf Ądoniskult zu deuten). — 51—75 E. von Mercklin, Untersuchungen zu den antiken Bleisarkophagen (Grundsätzliches, wie durch Einzelvergleichung zur Einreihung in Gruppen gelangt werden kann; genaue Beschreibung von 4 Exemplaren der Tyrus-Gruppe in Stuttgart, Hildesheim u. München; Nachträgliches zum Hamburger Sarkophag. — Wird fortgesetzt). — 76—82 A. Götze, Eine altassyrische Rechtsurkunde auf einer Tontafel in Beyrouth (Kültepe-Urkunde über Kreditkauf). — 83—127 H. Ingholt, Inscriptions and sculptures from Palmyra (Ergebnisse zweier mit Hilfe des Rask-Oersted-Fond unternommenen Expeditionen: sehr wertvoll nicht bloß vom sprachlich-lexikographischen Standpunkt, sondern auch vom religions- und kulturgeschichtlichen; hervorgehoben seien die Exkurse über die קבתא des anonymen Gottes S. 85ff. und die Ausrüstung des Militärkamels S. 117ff.).

2 129—36 M. Money-Coutts, A stone bowl and lid from Byblos (im Museum der Universität Beirut, ist eng verwandt mit Resten einer anderen aus Byblos und zwei kretischen Deckeln, so daß ägäische Herkunft der Gruppe wahrscheinlich, während das Motiv des Rindes als Deckelgriff an sumerische Tradition anklingt: ein Beweis für ganz alte Kulturbeziehungen zwischen Mesopotamien, Syrien und der Ägäis). — 137—40 H. Seyrig, Note sur les plus anciennes sculptures palmyréennes (ausgehend von der Stele von Shadrafa — 55 n. Chr. — stellt S. zunächst nach der Form des Panzers, dann der Haartracht und schließlich der technischen Behandlung des unteren Augenlids einen archaischen Typ fest, der in die 1. Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts verweist). — 141—7 M. Dunand, Remarques sur la céramique archaïque des pays cananéens (die neueren Grabungen erlauben als älteste Schicht eine einheitliche „céramique de l'énéolithique" festzustellen, auf die örtlich verschiedene Techniken folgen, die dann in der I. Bronzezeit wieder einer einheitlichen Technik weichen). — 148—50 H. Ingholt, Rudolph von Heidenstam (1851—1936). — 151 Errata.

R. H.

Bulletin de l'École Française d'Extrême Orient 36 1937:

1 1—21 G. Coedès, Études cambodgiennes, xxxi, A propos du Tchen-la d'eau: trois inscriptions de Cochinchine. xxxii, La plus ancienne inscription en pāli du Cambodge. (xxxi behandelt zwei alte Khmer- und eine Sanskritinschrift, welche zwei bisher unbekannte Königsnamen: Śambhuvarman und Nṛpā-

ditya enthalten und aller Wahrscheinlichkeit nach dafür sprechen, daß Śambhupura nicht die Hauptstadt des nördlichen Chön-la gewesen sein kann, in P'olo-t'i-po sei vielleicht Bāladityapura zu suchen. xxxii: Pālischenkungsinschrift aus dem Jahre 1308 n. Chr. (śaka 1230) Śrīndravarman's mit ausführlicherer Khmerinschrift über die nämliche buddhistische Stiftung. Berichtigung des von Finot (BEFEO 25, 499) erschlossenen Todesdatums Śrīndravarman's 1307 n. Chr. durch bessere Lesung der fraglichen Inschrift). — 23—64 R. Dalet, Recherches archéologiques au Cambodge. (Archäologischer Studienbericht für die Zeit vom Jan. 1934 bis Febr. 1935. Bauten, Kultfiguren. Inschriften). — 65—95 H. Mauger, L'Àsraṃ Mahà Roséi. (Bericht über Wiederaufbau des Asram Maha Rosei, mit architektonischer und archäologischer Untersuchung des Bauwerkes. Verf. vermutet, daß dies Bauwerk an einem ersten Platze [auf der geograph. Höhe von Kračeh] in Chön-la im beginnenden 6. Jahrh. in Basalt errichtet wurde, und vielleicht von Īśānavarman nach der Eroberung Fu-nan's an seine jetzige Stelle versetzt wurde. Im Gegensatze zur Meinung von Vorgängern hält Verf. dafür, daß in dem Bauwerke kein Einfluß aus javanischer Baukunst nachweisbar ist, sondern seine Eigenheiten aus Beziehungen zu vorderindischer Baukunst abzuleiten sind). — 97—196 M. Buch, La Compagnie des Indes néerlandaises et l'Indochine. Préface. Chap. i, La Compagnie des Indes Orientales. Chap. ii, Les premiers relations avec l'Annam jusqu'en 1635. Chap. iii, Le commerce avec l'Annam et le Tonkin 1636—9. Chap. iv, Le Tonkin contre l'Annam, 1639—51. (Erster Teil einer größeren Arbeit.) — 197—280 Frau M. Colani, Essai d'Ethnographie comparée. i, Indochine-Indonésie. ii, Tablettes divinatoires dayak. iii, Mélanges (Zusammenstellung formverwandter oder formgleicher Gegenstände hauptsächlich aus Hinterindien und Indonesien, die Kulturbeziehungen nahelegen oder die Frage nach ihnen aufwerfen lassen. Behandelt werden: Perlen verschiedenen Materials, Menschen- und Affendarstellungen, Musikinstrumente, Haumesser für Ernte in Vogelform, Töpferschlägel, bogenförmiges Instrument für Trennung von Baumwollfasern, Armschmuck aus Metall, Bündel von Geräten für Toilette und Betelbereitung, Waffen, Korbwaren und Reusen, Mörser für Reisenthülsen, Nußscheren, Spielzeug [Kreisel], Westen aus Baumrindenstoff, Feuerzeuge, Öfen, Blasebalg für Schmiede, Geld, Zahnschwärzen, Fleischabschälen bei Leiche, Bronzetrommel. Zwischen Hinterindien und Insulinde bestehen, schließt Vfn., sehr alte Beziehungen. In ii wird das Flachrelief, welches Frau Colani in ihrem Werke: Mégalithes du Haut-Laos i, 164 veröffentlicht hat, neben divinatorische Tafeln der Dayak gestellt. Nr. iii stellt neben Ohrgehänge aus Ur eines aus Borneo und eines aus Java, behandelt einen unten spitz zulaufenden Topf aus Annam neben formgleichen aus Yang-shao [China], Ägypten. Von einem Kha-Fetisch wird vermutet, daß er Rest eines Astral-Kultes ist. Es folgen heilige Steine der Kui in Vorderindien, von denen phallische Bedeutung vermutet wird, Schellen aus Laos und Kulumbien, Muschel-Trompeten mit Ausblick auf Beziehungen zum alten Amerika). — 281—6 H. Parmentier, Notes d'archéologie indochinoise, ix. Autres modifications subies par le Bàyon au cours de son exécution. (Umänderung des im Grundriß kreuzförmigen Baues in einen solchen mit quadratischem Grundriß. Untersuchung über die Zeit, wann dies stattfand. Stellungnahme zum Aufsatze Groslier's, BEFEO 35).

2 287—413 F. Martini, Dasa-bodhisatta-uddesa. Texte pâli publié avec une traduction et un index grammatical. Appendice: Dasabodhisattuppattikathā. (1. Text nach drei Hs. herausgegeben. Einleitung befaßt sich mit Überlieferung, Textgeschichte; nach der teilweise ungrammatischen Sprache wird erschlossen, daß ein Kambodschaner der Verfasser des Werkes sei. Das Werk handelt über Metteya, Rāma, Dhammarāja, Dhammasāmin, Nārada, Raṃsimuni, Devadeva, Narasīha, Tissa, Sumaṅgala, deren Vorgeschichte im Zusammenhang damit berichtet wird, daß ihnen von einem Buddha vorausgesagt wird, sie würden künftig Buddha werden. Alle werden dies nach Gautama Buddha. Verläßliche französische Übersetzung dieses Textes ist beigegeben. Danach werden die Barbarismen der Pāli-Sprache des Werkes behandelt. Wort- und Eigennamen-Index folgen. Die Dasabodhisattuppattikathā wird in Umschrift neu herausgegeben, sie behandelt die gleichen Personen in gleichem Stoffzusammenhange). — 415—26 P. Dupont, L'Art du Kulên et les débuts de la statuaire angkorienne (untersucht nach Ausgrabungsergebnissen des Jahres 1936 in Roluos und Kulen stilkritisch die geschichtlichen Zusammenhänge der Skulptur des 8. und des 9. Jahrh. Phnom Kulen-Funde sind unerläßlich für das Studium der Anfänge der Kunst von Angkor. Sie gehören dem Stile nach in die erste Hälfte des 9. Jahrh.). — 427—35 Frau G. de Coral-Rémusat, Animaux fantastiques de l'Indochine, de l'Insulinde et de la Chine (Untersuchung des Kālamakaratoraṇa. Daß die Makaraköpfe am Ende des Torbogens umgestellt wurden, sie mit ihrem Maule nicht mehr nach dem Inneren des Torbogens, sondern umgekehrt nach außen zeigen, erklärt sich aus chinesischem Einflusse, der im 9. Jahrh. über Java kam. Makara und Drache, Kīrtimukha, Kāla und T'aut'ieh sind verwandt.). — 437—40 J. Burnay, A propos des inscriptions portugais de deux canons cochinchinois conservés au Ministère de la Guerre à Bangkok (Neudeutung zweier Inschriften auf Kanonen; die erste im Bulletin des Amis du Vieux Hue, 1919, wird abgelehnt. Nach der neuen Deutung sind die Kanonen nicht in Hue gegossen). — 441—64 M. E. J. Cresson, Notes sur la coiffure des femmes Man Lan-tien dans la province de Lao-kay (From und geographische Unterschiedlichkeit der Haartracht der Frauen wird dargestellt. Ortsverzeichnis für das untersuchte Gebiet mit Familien- und Kopfzahl sowie der Höhenlagen. Am eingehendsten werden die Haarbänder besprochen, deren heute oft unverständliche Musterung auf Texte in chinesischen Zeichen zurückgeht. Texte in Original, Deutung und Erklärung werden gegeben, Technik der Herstellung und Werkzeug dazu werden beschrieben. Karte). — 465—77 V. Goloubew, Reconnaissances Aériennes au Cambodge (Überflogen wurden Bantay Prei Nokor, Provinz Kompon Cam, mutmaßlich Khmer-Hauptstadt aus dem 6. Jahrh., Prah That Thom [identifiziert mit Hauptstadt Indrapura Jayavarman's II.]; 2. die Gegend von Angkor und Phnom Kulen, vielleicht Hauptstadt Mahendraparvata Yaśovarman's II., noch unbestätigt. Flugzeugaufnahmen). — 480—9 Frau M. Colani, Essai d'éthnographie (Nachträge zum Aufsatze der Vf. BEFEO xxxvi, S. 197ff.). — 491—536 Bibliographie (Bücherbesprechungen aus folgenden Gebieten: Französisch Indochina, Indien und Buddhismus, Indonesien, Persien, China; Allgemeines [Frau Colani, L'Homme fossile. Résumé des études faites en 1936 (Chine, Péninsule malaise, Indonésie, Indochine)]. — 537—647 Chronique de l'année 1936. (a) 537—637

Franz. Indochina 1. Personalnachrichten der EFEO, 2. Veröffentlichungen, 3. Bibliotheksbericht [539—84 Zugang an Manuskripten und Büchern, 584—6 an Plänen und Karten, 586 an Photographien], 4. 587—98 Museumsberichte [Musée Louis Finot, Hanoi (Zugang, Neuaufstellung, Vorträge); Musée Henri Parmentier = ehemaliges Musée cham, Tourane (Bericht über Vergrößerungsarbeiten, Neueinrichtung, Eröffnungsreden, Neuerwerbungen.) Ein neues archäologisches Museum ist in Thanh-hoa gestiftet worden. Musée Kai-dinh, Hue (Auszug aus Jahresbericht). Musée Blanchard de la Brosse, Saigon (Auszug aus Jahresbericht); Musée Albert Sarraut, Phnom Pen (Neuaufstellungen, Zugangsbericht); Mitteilung über neues Unternehmen: Material für ethno-linguistische Karten für Tonkin und Annam wird gesammelt.] (b) 598—601 Tonkin (1. Alte chinesische Gräber wurden erforscht, neben anderem wurden Hausmodelle gefunden, 2. Bronzetrommeln und die damit verbundenen Bräuche wurden studiert, 3. Töpfereien aus dem 11. Jahrh. wurden gefunden. 4. Nekropole von Nghi-ve wurde überflogen, mutmaßlich Hauptstadt Tonkins zur Zeit der Han. 5. Bericht über Erhaltungsarbeiten an Tempeln und Pagoden. 6. Ethnologische und linguistische Arbeiten Bezacier's im Gebiete der Man, Tho, Nung, Thai; Blutgruppenuntersuchungen, auch an Mischlingen.) (c) 601—6 Annam (1. Bericht über prähistorische Arbeiten Frau Colani's im Gelände, 2. Grabungen in Thanh-hoa [Grab aus Han-Zeit], Grabungen Pajot [Gräber wohl vom Ende der Bronzezeit in Nord-Annam]. 3. Goloubew bringt beschrifteten Ziegel v. J. 1171 mit, der Epitaph eines chines. Religiosen enthält. 4. Grabungen Jansé's [öffnet im Tanh-hoa etwa 20 Ziegelgräber, aus der Zeit der Han oder der sechs Dynastien, findet Keramik, Hausmodelle, Bronzegefäße, Lampe, Spiegel, aus Metall, Goldringe, Münzen]. 5. Neue Cham-Monumente gefunden bei Mi-son, Khuong-mi, Chiendang; bei Tra-kieu. 6. Escalère findet neue Cham-Spuren bei Forschungen in der Provinz Binh-Dinh (Ziegel, Skulpturen). 7. Bericht Dupont's über Studium der Cham-Monumente und ihrer Ikonographie. (d) 606—9 Cochinchina (Bericht Malleret's über die Exhumierung eines Mandarinensargs aus einem Grab in der Umgebung Saigons). (e) 609—35 Kambodscha (Bericht über ausgedehnte archäologische Arbeiten, neue Funde an Gegenständen und Inschriften). (f) 636—7 Laos (Fundbericht, Erhaltungsarbeiten am Vat P'a Keu von Vien Can). — 637—47 Bericht über wissenschaftliche Beziehungen der EFEO nach Frankreich und anderen Ländern mit Tagungsberichten und Inhaltsangaben von Vorträgen oder Angabe deren Themen). — 649—57 Nécrologie (Nachruf auf L. Fombertaux und auf Ch. G. Cordier — dieser mit Teilbibliographie —, sowie auf Vo-Quang-Quynh.). — 659—69 Verwaltungsdokumente. Im Bande sind zahlreiche Bildertafeln.

37 1937:

1 1—120 J. F. Rock, Studies in Na-khi literature. I, The birth and origin of Dto-mba Shi-lo, the founder of the Mo-so shamanism, according to Mo-so manuscripts. II, The Na-khi Hä zhi p'i. (J. F. Rock sammelte in den letzten Jahren eine große Anzahl Manuskripte der Moso in ihrem Wohngebiete, bearbeitete sie mit Hilfe einheimischer Priester und übersetzte sie. Aus dieser Arbeit werden hier zwei Teile vorgelegt. Die erste Studie übersetzt einen Text über das legendäre Leben des Lehrers [dto mbo = tibetisch ston po] der Bon-Religion Shi-lo [= tibetisch gŚen-rabs] — gilt als Inkarnation Buddhas im Lande Žaṅ-žuṅ — der die Lebenden auf den Svastika-Pfad brachte, ihnen die Tore des Himmels öffnete und für die Toten den Eingang zu den Gräbern schloß. Der Originaltext des übersetzten Shi-lo t'u gko bbue ist in photographischem Abdruck beigegeben, die Lesung in lateinischer Umschrift zum Teile angegeben, die Bilderschrift wird teilweise gedeutet. Auch ein Stück aus dem bereits von Bacot, Les Moso, übersetzten Shi-lo ssaw wird besprochen. Rock behandelt die Stellung, welche die Werke innerhalb der Zeremonien einnehmen, bei denen sie vorgetragen werden und hellt die sachlichen Inhalte durch Einleitung und zahlreiche Anmerkungen auf. Inhaltlich interessanter und von weitreichenderer Bedeutung ist die zweite Studie über das Hä zhi p'i, diese Studie ist wertvoll für die Mysterientänze der Lama. Das Hä zhi p'i ist ein Zeugstreifen, der während der Totenfeiern benutzt wird. Darauf ist der Weg dargestellt, den die Seele des Verstorbenen durch die Höllen in den Himmel geht. Nach Rock ursprünglich am Verbrennungsplatze benutzt, wird der Hä zhi-p'i-Streifen heute so an das Kopfende des Sarges gehalten, daß die Götterregion nach Nordosten zu liegt. Während das Hä zhi p'i gebraucht wird, werden 8 Bücher vorgetragen. Rock übersetzt und behandelt als 1. dasjenige Werk, welches die Niederschlagung der Lä-chou genannten Sünden des Verstorbenen aus seinem letzten Leben behandelt, die sich personifiziert seiner Seele entgegenstellen, um ihr den Weg zu versperren. Danach behandelt Rock ein Werk, in dem es sich darum handelt, daß die Seele an neun Bergzacken vorbei muß, an deren linker Seite je ein Lä-chou steht, ihm gegenüber je ein Dämon meist mit Tierkopfe. Dieser letztere soll über den Lä-chou herrschen, doch vermutet Rock, daß es sich um das weibliche Gegenstück des Lä-chou handelt, weil die Seelen verstorbener Männer an der linken, die verstorbener Frauen an der rechten Seite der Berge hingeleitet werden. Nach dem Vortrag des betreffenden Buchteiles wird ein dreifaches dto-ma (= tibetisch gtor ma, Streuopfer) geworfen, durch welches der jeweilige Dämon befriedigt wird.

Zwei Flaggen mit einer grünen Mannes- und einer roten Weibsfigur bezeichnen den Eingang zum nächsten Bereiche. Der sich darauf beziehende Text wird auszugsweise übersetzt. Es handelt sich um den Bereich des Dornenbaumes, auf den die Verstorbenen gespießt werden. Anhangsweise wird ein Auszug aus einem Werke gegeben, in dem die Errettung Shi-los aus dem See einer bestimmten Dämonenklasse (dtu) behandelt wird, weil er sachlich mit dem Vorausgehenden zusammenhängt.

Darauf folgen die eigentlichen Hä-zhi-p'i-Bücher, deren es zwei gibt. Behandelt werden hier die 5 gati (Tier usw.) und die Götterwelt, die durch Auszüge aus mehreren Werken beschrieben werden.

Die Hä-zhi-p'i-Zeremonie wird durch den Vortrag eines unverständlichen Werkes abgeschlossen, das anscheinend dhāraṇī enthält. Auch dieser 2. Studie sind zahlreiche Abbildungen, mehrere Textbehandlungen beigegeben. Angaben über Aussprache und die verwendete Umschrift finden sich auf den Seiten 38—40.) — 121—237 W. J. M. Buch, La Compagnie des Indes Néerlandaises et l'Indochine. Chapitre V, Le commerce au Tonkin de 1644 à la chute de Formose en 1662; chapitre VI, Relations avec l'Annam depuis le traité de 1651 jusqu' au milieu du XVIII^{e} siècle; chapitre VII, Le commerce avec le Tonkin de 1662 à 1700; chapitre VIII, Le commerce au Cambodge jusqu'en 1641 et l'expédition du Laos; chapitre IX, Les relations avec le Cambodge depuis 1641. (Fortsetzung aus BEFEO,

36, 97ff.) — 239—62 H. Mauger, Le Phnom Bàyàñ. Situation géographique et voisinage. Description des ruines. [An Besonderheiten des Bauwerkes seien hier folgende zwei erwähnt: 1. ein mandapa im Hauptgebäude, wie es nach Mauger sonst in Kambodscha nicht wieder vorkommt; 2. ein prasat aus vorangkorischer Zeit trägt auf den Wänden als Schmuck stehende Apsarasen]. Historique [Der Bauplan ist nicht einheitlich, er ist nicht auf einmal gefaßt. Um einen Kernbau, ein Śiva-Heiligtum mit einer Śiva-Statue aus Bronze, wurden nach und nach andere Bauwerke aufgeführt. Die Füße der Statue sind gefunden, ihnen nach zu schließen muß die Bronze von überragender Schönheit gewesen sein. Dieser Bau stammt aus vorangkorischer Zeit und die Baugeschichte läßt sich nach erhaltener Inschrift bis zum Jahre 604 zurückverfolgen. Ein Zusatzbau vor der Südwestecke des Zentralbaues (H) ist mit der Kunst von Roluoh verwandt, die Skulptur auf dem Türsturze eines anderen (L) weist Einfluß javanischer Kunst aus, 9. Jahrh. Die Baugeschichte reicht bis in die zweite Hälfte des elften Jahrh.].

Friedrich Weller.

Byzantion 12 1937:

1 1—24 E. Lévi-Provençal, Cordoue et Byzanze au IXe siècle (berichtet aus neugefundenen arabischen Annalen über eine Gesandtschaft des Kaisers Theophilos an den Umaijadischen Emir ʿAbd ar-Raḥmān II vom J. 839/40 und über eine daran anschließende Gesandtschaft des Emirs an den Kaiser und veröffentlicht das dieser zweiten Gesandtschaft mitgegebene Schreiben auf arabisch und französisch. Der griechische Gesandte heißt Karṭiyūs (oder Kraṭiyūs); einer der zwei arabischen ist der Dichter al-Ġazāl. Von diesem wird ein Gedicht mitgeteilt, worin er seine Beziehungen zu einem schönen Prinzen des kaiserlichen Hauses schildert. Die Annalisten beziehen dies Gedicht auf den Kronprinz Michael, aber der war damals höchstens 3 Jahre alt; auch was das Gedicht über die Mutter aussagt, paßt, wenn die Übersetzung zutrifft, nicht auf die Kaiserin). — 71—103 Jules Maurice, Les pharaons romains (Beginn eines Aufsatzes über Ägyptisches im römischen Kaiserkult, besonders im Hinblick auf die Christenverfolgungen). — 119—47 E. Darkó, Influences touraniennes sur l'évolution de l'art militaire des Grecs, des Romains et des Byzantins (über die Bedeutung der berittenen Bogenschützen). — 183—8 M. Canard, Delhemma . Sayyid Baṭṭāl et ʿOmar al-Noʿmân (Umformungen dieser beiden Gestalten des Romans im Laufe der Jahrhunderte). — 198—206 E. Takaïchvili, Antiquités Géorgiennes (II Deux inscriptions de Jean Vardanisdzé, éristhav des Souanes, du XIIe siècle: Icone de St. Georges de l'église de Labétchina. Icone de St. Georges de Mestia. III Inscription de l'église de Khvamli). — 207—11 Paul Wittek, Encore l'épitaphe d'un Comnène à Konia (mit einer Tafel; Berichtigung von Byzantion 10, 1936, 505ff.; zu lesen ist Ἀμηρασλάνης). — 225—66 (dazu 739f.) H. Grégoire, Le „Glozel" Khazare (die meisten Zeugnisse über die Khazaren sind Fälschungen; eine kritische Ausgabe des gesamten Stoffes bereitet Verf. zusammen mit P. Kahle vor). — 309—23 *Sp. Lampros, Βραχέα Χρονικά, ed. K. I. Amantos, 1932/3 (P. Wittek). — 323—47 *Ed. Schwartz, Bischofslisten der Synoden von Chalkedon, Nicaea und K'pel, 1937 (E. Honigmann, der für die Liste von Nicaea die Chronik von Michael Syrus 1, 247 und 4, 124 Chab. heranzieht).

2 417—58 I. L. La Monte, John d'Ibelin, the old lord of Beirut, 1177—1236 (Jean d'Ibelin war einer der hervorragendsten Lehnsmänner der französischen Könige von Jerusalem und Cypern, später von Kaiser Friedrich II., gegen den er sich empörte. Hauptquelle ist die vom Verf. 1936 herausgegebene History of the wars of Frederick II against the Ibelins by Philip de Novare; Philippe war Vasall des Jean. Verf. stellt den Jean neben Saladin). — 638—45 *Ch. Diehl et G. Marçais, Le monde oriental de 395 à 1801 (H. Grégoire). — 645—50 *Ḥudûd al ʿÂlam, a Persian geography 982 A. D. translated and explained by V. Minorsky, 1937 (H. Grégoire, der besonders über den Namen der Ungarn handelt). — 666—9 *St. Lyonnet, Les versions arménienne et géorgienne du NT (M. Leroy). — 701—8 Nachruf auf Henri Lammens S. J. (G. Levi Della Vida). — 710—2 Nachruf auf Antoine Meillet (M. Leroy). — 737—9 J. Duchesne-Guillemin, Τὰ Ἀδαρά (Konstant. Porph. de adm. imp. 42) (Identifikation mit der Landzunge Tender östl. der Dnjeprmündung; iran. adara = tiefgelegen).

13 1938:

1 143—64 N. Adontz, T'ornik le moine (über den Armenier T'ornik, der 978/9 dem Kaiser Basileios II gegen den Aufrührer Bardas Skleros half, und über die Familie des T'ornik). — 201—6 P. N. Akinian, Die handschriftliche Überlieferung der armenischen Übersetzung des Alexanderromans. — 279—81 H. Grégoire et N. Adontz, Aux confins militaires de l'orient byzantin. Hussards, trabans, tasnaks (Husar = χωσάριος; Trabant = pers. darbend = τραπεζίτης bei militärischen Schriftstellern des 10. Jahrh.; τασινάριοι = armen. tesun ak = Späher). — 335—62 Peter Charanis, Les Βραχέα Χρονικά comme source historique (cod. Marc. 408. Geschichte des byz. Reichs 1204—1391). — 401f. H. Grégoire, Un nouveau nom des Francs de la Gaule (G. b. lîm in einem der Zeugnisse über die Khazaren bedeutet les Gaulois). — 411f. Ankündigung des 6. internationalen Byzantinistenkongresses in Algier und Tunis, Oktober 1939. P. Ms.

Corona 7 1937:

5 540—63 H. H. Schaeder, Imperium und Kalifat (Verschiedenheit der Reichsidee im Abendland, Byzanz und Islam; die Verschiedenheit der Entwicklung erklärt sich daraus, wie sie der Aufgabe der Zeit entsprachen „unter Preisgabe eines Einheitsgedankens, dem keine Wirklichkeit mehr entsprach, dem staatlichen und nationalen Dasein der ... Völker, der Eigengesetzlichkeit des religiösen und kirchlichen Lebens innerhalb des Staates, dem Nebeneinander von geistlicher und weltlicher Bildung freie Entfaltung zu gewähren"). R. H.

Ethnologischer Anzeiger IV 1937:

4 129—52 Referate: *S. K. Lothrop, Zacualpa. A study of ancient Quiché artifacts (F. Termer). — *St. Klimek, Culture element distributions: I. The structure of California Indian culture (F. Termer). — *C. C. Uhlenbeck and G. H. van Gulick, A Blackfoot-English Vocabulary, based on the material from the Southern Peigans (Disselhoff). — *B. J. Stern, The Lummi Indians (H. D. Disselhoff). — *E. J. Palacios, El Calendario y los Jeriglíficos Cronográficos Mayas (H. Beyer). — *H. Trimborn, Quellen zur Kulturgeschichte des präkolumbischen Amerika (M. Gusinde). — *H. Bernatzik, Südsee (H. Damm). — *O. Schellong, Alte Dokumente aus der Südsee (G. Friederici). H. Jensen.

I. v. W. g. — Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries GmbH in Leipzig
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.